

VII Der Auftritt

Interventionen migrantischer Jugendlicher

Migrantische Jugendliche sind auf besondere Weise in der Öffentlichkeit sichtbar. Sie sind regelmäßig Thema in politischen Debatten. Sie erscheinen als Figuren, auf die Ängste, Wut und Hass, Mitleid und Fürsorge oder Nützlichkeitserwartungen projiziert werden. Eine Teilhabe als politische Subjekte, eine Sprechposition sowie eine Sichtbarkeit als legitime Gesellschaftsmitglieder ist in der Regel nicht für sie vorgesehen. Durch die „Aufteilung des Sinnlichen“ (Rancière 2006a) der anti-migrantisch strukturierenden Regime in Deutschland und den USA wird ihnen ein Platz im privatisierten Raum von Flüchtlingsunterkünften und undokumentierten Communitys zugewiesen. Es ist dieser gesellschaftliche Platzverweis, den die selbstorganisierten Jugendlichen nicht akzeptieren. Als sichtbare Politiken zielen die im Folgenden untersuchten Interventionen der Jugendlichen mit unsicherem Status darauf ab, in ihrer Auseinandersetzung mit herrschenden Verhältnissen wahrgenommen zu werden. Anschließend an die zuvor beschriebene Zusammenkunft migrantischer Jugendlicher analysiert dieses Kapitel, wie sie ihre Interventionen begründen, ausrichten und in der Praxis umsetzen.

Die eigene Positionierung als Betroffene steht, wie in der Untersuchung interner Selbstorganisation, im Vordergrund: Ausgehend von der gemeinsamen sozialen Position als Jugendliche mit unsicherem Aufenthaltsstatus, die zudem von Rassismus betroffen sind, entwickeln sie eine politische Positionierung, durch die sie ihr grundlegendes Anliegen einer Selbstvertretung und -repräsentation verwirklichen. Diese gemeinsame Basis selbstorganisierter Intervention sowie ihre Darstellung in Narrativen beschreibe ich in einem ersten Unterkapitel. Im zweiten Unterkapitel untersuche ich die primären Ziele sowie damit verbundene Strategien. In Deutschland und den USA changieren die Interventionen auf jeweils besondere Weise zwischen Konflikt und Kooperation, wobei sich aktivistische Insurrektion und aktive Partizipation verbinden und in spezifischen Verhältnissen zueinanderstehen. Im dritten Unterkapitel beschreibe ich die mit diesen strategischen Ausrichtungen zusammenhängenden Aktionsformen und arbeite deren radikaldemokratischen Gehalt heraus.

Dabei differenziere ich meinem theoretischen Ansatz entsprechend zwischen politischen und demokratischen Praxen. Intervention können im engeren Sinne als politische Praxen begriffen werden, wenn sie die Kontingenz und Konflikthaftigkeit des Sozialen wahrnehmbar machen, sodass gesellschaftliche Verhältnisse infrage gestellt werden können. Als demokratische Praxen sind sie darüber hinaus mit der Artikulation eines (Un-)Rechts verbunden. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass die migrantischen

Jugendlichen ausgehend von ihrer internen Selbstorganisation in ein Außen treten und mit ihrer Positionierung zwischen faktischer Ungleichheit und beanspruchter Gleichheit sichtbar werden. In Bezug auf Ansätze radikaler Demokratietheorie fokussiere ich hierbei insbesondere Aspekte der politischen Subjektivierung, der Produktion von Öffentlichkeit, der Bezüge zum Demokratischen sowie das Verhältnis von Kooperation und Konflikt.

1. POLITISCHE SUBJEKTIVITÄT UND REPRÄSENTATION

Bei Demonstrationen gegen die Abschiebepolitik der deutschen Innenminister oder gegen die US-amerikanische Migrationspolizei, Statements im lokalen Fernsehen oder Lobbygesprächen mit politischen Entscheidungsträger_innen, Konzerten gegen Abschiebegefängnisse oder Theateraufführungen im Rahmen einer Abendgala, Vorträgen auf Konferenzen oder der Organisation von Workshops: Überall steht im Mittelpunkt, dass migrantische Jugendliche für sich selbst sprechen. Als politische Subjekte zu agieren und die eigenen Ansichten und Forderungen zu artikulieren ist die grundlegende Interventionsform der Selbstorganisationen in Deutschland und den USA. Dieses selbstbestimmte Auftreten ist das wesentliche Mittel der demokratischen Praxis migrantischer Jugendlicher und zugleich deren Ziel.

Die Konstruktion eines politischen Subjektes sowie die Repräsentation einer Gemeinschaft beschreibt Mark Terkessidis (2000) allerdings als eine der größten Herausforderungen migrantischer Kämpfe. Hierbei unterscheidet er zwischen den Aspekten der Vertretung, Darstellung und Vorstellung bzw. Imagination eines kollektiven Subjektes (ebd.). Den ersten Aspekt untersuche ich insbesondere im folgenden Abschnitt, der eingeht auf das fundamentale Anliegen der migrantischen Jugendlichen sich selbst zu vertreten, eine „eigene Stimme“ zu erheben und eigenständig über die Art und Weise ihrer Kämpfe zu bestimmen. Während die Subjektivierung der Selbstorganisation auf der Zusammenkunft und der Produktion relativ sicherer und selbstbestimmter Räume von Betroffenen basiert, die im vorherigen Kapitel untersucht wurden, hängen die damit verbundenen Fragen der Repräsentation zusammen mit Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Sichtbarkeit und Teilhabe. Die Selbstvertretung wird hierbei zu einem Ziel an sich. In dem zweiten Abschnitt greife ich dann den Aspekt der Darstellung in der Repräsentation migrantischer Jugendlicher auf, indem ich deren jeweils spezifische Narrative beschreibe. In diesen stellen sie die Kritik ihrer Entrechtung in einen Zusammenhang mit der Begründung ihrer Berechtigung, wobei die Entwicklung einer möglichst kohärenten Erzählung als wesentlicher Teil der Intervention begriffen werden kann. Der dritte von Terkessidis erwähnte Aspekt der Imagination einer Gemeinschaft migrantischer Jugendlicher schwingt hier mit und ergibt sich aus dem gesamten Zusammenhang politischer Selbstorganisation.

1.1 Gemeinsame Betroffenheit und Selbstvertretung

Das Besondere an den politischen Praxen der migrantischen Jugendlichen sind nicht ihre Aktionsformen, die vergleichbar auch in anderen Bewegungen vorkommen, son-

dern ihre gegen diverse Widerstände erlangte politische Subjektivität. Auf Basis gemeinsamer Betroffenheit erzeugen sie eigenständig Formen der Selbstvertretung und -repräsentation. In Bezug auf COOTS und die JoG-Konferenz habe ich bereits herausgearbeitet, wie es den Jugendlichen gelingt, eine untergeordnete Position im Migrationsregime zurückzuweisen und sich als Akteure in dessen Kontext zu positionieren. In Bezug auf die internen Prozesse der Selbstorganisation habe ich zudem die entscheidende Funktion der Zusammenkunft von Betroffenen sowie relativ sicherer und selbstbestimmter Räume herausgearbeitet. Im Folgenden werde ich nun analysieren, wie sich ausgehend von dieser gemeinsamen Betroffenheit und der darauf bezogenen Selbstorganisation eine spezifische politische Praxis entwickelt, die Selbstvertretung und -repräsentation zum Prinzip und vorrangigen Ziel erklärt.

1.1.1 „dass Betroffene eine eigene Stimme haben“

Der bereits erwähnte Grundsatz, „dass Betroffene eine eigene Stimme haben und keine ‚stellvertretende Betroffenen-Politik‘ benötigen“ ist zentraler Bestandteil des Selbstverständnisses von JoG (siehe Kapitel V.1.2.2). Sie treten dafür ein, dass geflüchtete Jugendliche für sich selbst sprechen und mitentscheiden können und nicht bloß Gegenstand von Gesprächen und Entscheidungen bleiben. So fordert JoG-Mitgründer Deniz: „Nehmt uns als Subjekte wahr und nicht nur als Objekte, über die gesprochen wird.“ (D7: 4) Es ist folglich nicht nur der Ausgangspunkt, sondern ebenso das primäre Ziel von JoG, dass geflüchtete Jugendliche als politische Akteure und Gesprächspartner_innen wahrgenommen werden, „dass die Leute anfangen überhaupt mit den Betroffenen zu sprechen [...]. Dass man sich überhaupt mit denen beschäftigt, das ist das erste Ziel.“ (D9: 30)

Samira kritisiert die vorherrschende Stellvertreterpolitik, die sich zwar für Geflüchtete einsetze, aber nicht auf deren Erfahrungsperspektive eingehe: „Die reden über den Flüchtling, aber wissen nicht wirklich, was die brauchen.“ (D13: 32) Sie benötige hingegen niemanden, der über sie sage „dieses arme Flüchtling, oh, wir müssen denen helfen“. Entgegen einer solchen Viktimisierung sollten Geflüchtete ihre Forderungen als Betroffene selbst artikulieren: „Wir sind selber von dieser Misere betroffen und deshalb wollen wir unsere Stimme erheben.“ (D13: 32) Rojda betont hierbei, dass jugendliche Flüchtlinge nicht auf andere angewiesen seien, die ihnen eine Sprechposition einräumen, sondern dass sie sich diese von selbst nehmen. Sie hätten bereits ihre Stimme, sie müssten sich nur dafür einsetzen auch Gehör zu bekommen (D2: 69):

„Stimme zu bekommen? Ich hab‘ meine Stimme. Ich muss nur meine Stimme, ich muss mir als Person klar machen, dass es in meiner Hand liegt, meine Stimme, dass man mir auch zuhört. Ist ja Schwachsinn, dass ich versuche, darauf zu warten, dass irgendjemand mich an Hand nimmt und sagt: ‚Jetzt steh auf und mach was!‘ Das muss ich auch als Person selber haben. Das schließt aber nicht aus, dass es Menschen gibt, die es brauchen, dass jemand ‘ne Hand gibt und sagt: ‚Hey, ich bin auch da. Lass gemeinsam was machen, lass gemeinsam kämpfen. Steh auf!‘“ (D2: 69)

Rojda unterstreicht hier mit einem doppeldeutigen Verweis auf den Appell aufzustehen, dass jugendliche Flüchtlinge einerseits prinzipiell selbst für ihre Rechte eintreten können und relativiert dies andererseits dahingehend, dass einige auch Unterstützung brauchen. Aus der im Selbstverständnis erwähnten Ablehnung stellvertretender

„Betroffenen-Politik“ kann daher nicht der Umkehrschluss gezogen werden, dass die geflüchteten Jugendlichen bei JoG ausschließlich für sich alleine kämpfen wollen. Dies betont auch Deniz, wenn er sagt: „Wir wollen nicht Fürsprecher, wir wollen für uns selbst sprechen, aber wir brauchen eure Unterstützung.“ (D7: 4; D11: 48) Wie in Kapitel VI.2 beschrieben, wird das Prinzip der Selbstorganisation bei JoG weitergehend in Kooperation mit Unterstützenden umgesetzt, als dies in der relativ autonomen Organisation undokumentierter Jugendlicher in den USA geschieht.

Selbst aktiv zu werden wird von vielen bei JoG als wichtige, wenn nicht sogar als einzige Möglichkeit gesehen, um Rechte zu erhalten. So spricht Omar von der Pflicht, sich zu wehren und sich für die eigenen Anliegen einzusetzen: „Denn wer soll es sonst machen? Wer?“ (D9: 38) Rojda beschreibt ebenfalls einen Imperativ der Selbstverteidigung:

„Eine eigene Stimme zu haben heißt, was für mich persönlich sehr wichtig ist, dass der Mensch sich nicht als Opfer sehen darf. Wenn ein System versucht mich niederzukriegen und mich psychisch und physisch kaputt zu machen, dann muss ich dagegen kämpfen und ich muss dagegen laut werden.“ (D2: 59)

Dass Geflüchtete sich nicht als passive Opfer begreifen sollten, verweist nicht nur auf eine andere soziale Position, die eingefordert und erkämpft werden soll, sondern ebenso auf eine Haltung, welche die Betroffenen selbst entwickeln müssen, um aktiv gegen jenes System vorzugehen, das sie zu Betroffenen macht. Samira sagt, sie habe gewusst, „wenn ich mich nicht für mein Recht einsetze oder kämpfe, das wird keiner für mich machen“ (D13: 12). Auch Amina betont diese Notwendigkeit der Selbstvertretung durch JoG: „Würde es die gar nicht geben, wer würde dann für uns kämpfen? Jeder würde in seinem eigenen Bundesland sein und jeder würde für die eigenen Rechte kämpfen, für die eigene Familie, aber alleine kann man diesen schweren Stein nicht heben.“ (D12: 72) Die vereinzelte Betroffenheit, die sie individuell und mit ihren Familien erfahren, und die Amina als „schweren Stein“ umschreibt, könne nur durch eine gemeinsame Organisation aufgehoben werden. Deshalb sei es wichtig, zusammen und öffentlich aktiv zu werden und nicht nur zuhause über Probleme zu klagen (D12: 70; D10: 50). Mesut sagt, die Flüchtlinge müssten sich „selber mobilisieren, aktiver werden, einfach zeigen, wie wir hier leben und dass wir das ändern wollen“ (D8: 34). JoG setzt sich somit dafür ein, die passive und isolierte Position der Betroffenen in eine aktive und kollektive Positionierung zu übersetzen und appelliert hierbei an das Engagement ihrer Mitbetroffenen.

Der Grundsatz von JoG verlangt zum einen nach Selbstbestimmung, insofern Betroffene am besten wissen, welches die für sie drängenden Probleme sind und was geändert werden muss. Zum anderen verweist der Grundsatz auf die zentrale Rolle von Betroffenen in der Aufführung politischer Inhalte. Indem migrantische Jugendliche für sich selbst eintreten, demonstrieren sie einerseits ihre Gleichheit, sie nehmen andererseits aber auch eine spezifische Sprechposition ein, die sie aufgrund ihrer sozialen Lage besonders macht und die in den Interviews vielfach als authentisch beschrieben wird – ein Spannungsverhältnis, auf das ich zum Ende dieses Unterkapitels zurückkomme. Den Aspekt der Gleichheit als menschliche Wesen hebt Deniz hervor, indem er den körperlichen Aspekt der Selbstvertretung beschreibt (D7: 34):

„Dass wir selbst am besten wissen, was uns stört, was falsch ist und was besser gemacht werden könnte... und wir überhaupt selbst sprechen und als Sprechende wahrgenommen werden und nicht als Akten, als bloße Namen, sondern als konkrete Subjekte mit Blut und Fleisch. Wahrgenommen zu werden, nicht nur über, mit zu sprechen.“ (D7: 34)

Um als „konkrete Subjekte“ wahrgenommen zu werden, müssen die geflüchteten Jugendlichen ihre Repräsentation als abstrakte Information aufbrechen, mehr sein als eine Akte und ein Name bürokratischer Verwaltung. Hierzu kämpfen sie darum, in einer aktiven, sprechenden Rolle zu erscheinen und von anderen als lebendige Körper erfahren zu werden – Körper, die Bedürfnisse haben, die leiden, aber auch stark und schöpferisch sein können. Als verkörperte Subjekte sind sie mehr als rationale Akteure und Übermittler einer Nachricht. Sie werden zu menschlichen Wesen, die im Falle einer sensiblen Wahrnehmung bei einem Gegenüber Mit-Gefühl ansprechen, in denen sich auch nicht-geflüchtete Personen mit ihrer Erfahrung wiederfinden können. In einer spontanen, eigensinnigen Individualität lassen sie sich zudem nicht als Exemplar einer Gattung kategorisieren, sie lassen sich nicht gänzlich als Figur eines Diskurses eingrenzen und beschreiben und gehen so über jede Repräsentation hinaus. Während die Entrechtung geflüchteter Jugendlichen als Tatsache begriffen werden kann, wirkt es anders, wenn sie diese selbst aussprechen, darstellen und vermitteln (vgl. McNevin 2013: 196).

In der Selbstvertretung von Betroffenen fällt die Demonstration ihrer Gleichheit als sprechende Wesen und menschliche Körper zusammen mit der Besonderheit ihrer gelebten Erfahrung und sozialen Lage. In ihrer Begründung, warum es glaubwürdiger und leichter erfahrbare sei, wenn Betroffene selber sprechen, verweisen Amina wie Deniz auf die Verkörperung der Betroffenheit. Amina hebt jedoch den zweiten Aspekt der spezifischen Erfahrung hervor: „Für die Menschen die uns zuhören kommt das dann auch glaubwürdiger rüber. Und es sind ja Tatsachen, aber wenn ein Betroffener selber spricht, dann hört man ihn ja, dann sieht man ihn ja, wie er leidet.“ (D12: 86) Die über lange Zeit und in tief greifender Permanenz akkumulierte, sinnliche, verkörperte Erfahrung von Betroffenen ist die Basis der politischen Praxis von JoG. Omar zufolge sind daher nicht Inhalte, sondern das Sprechen durch die betroffenen Jugendlichen das Besondere:

„Die Forderungen sind nicht ‚Jugendliche ohne Grenzen‘ spezifisch, aber die Art und Weise wie sie verbalisiert, wie sie veranschaulicht werden, das ist revolutionär, weil ich denke, ich hab’ selber in einem Heim gelebt, ich hab’ dieses Heim gesehen, gerochen, ich kenne Menschen, die dort vom Fenster gesprungen sind und der Schädel zerplatzt ist. Ich hab’ selber die ganzen dreckigen Duschen gesehen. Ich konnte selber keine Freunde dahin einladen. Und diese Erfahrung kann mir niemand wegnehmen und über diese Erfahrungen zu sprechen, das kann kein Hans Peter oder so ja. Egal wie engagiert er ist, [...] er wusste immer: Wisst ihr was, ich kann am Ende des Tages sagen ‚Scheiß auf euch, ich geh’ jetzt und schlafe zu Hause, ich hab’ mit euch gar nichts zu tun.‘ Klar, es gibt Leute, die engagieren sich in der Flüchtlingsarbeit seit 40 Jahren, die investieren dort Zeit, Geld, Kraft, die sind krank geworden. Aber das kannst du trotzdem nicht vergleichen. Die machen keine schlechtere Arbeit, die machen einfach ’ne ganz andere Arbeit und das ist mir immer sehr wichtig, dass das nicht als Konkurrenz gesehen wird, weil die Betroffenen selber, die können das so authentisch wie bestmöglich berichten.“ (D9: 38)

Die von Omar beschriebene verkörperte Erfahrung beinhaltet nicht nur die Erinnerung an Phänomene in der Umwelt, sondern an eigene physisch-psychische Reaktionen auf diese, an mit der Situation der Entrechtung zusammenhängende Affekte, Emotionen und Gedanken. Diese Reaktionen können langfristig zu Krankheiten und Lethargie führen, aber auch zu Ehrgeiz, Trotz und Wut sowie zu Verantwortung und Empathie, insbesondere für jene, die ähnliche Situationen durchleben. Das Sprechen der Betroffenen ist in Omars Worten „revolutionär“, ein politischer Akt an sich, da es nicht der Positionszuweisung der dominanten Gesellschaftsordnung entspricht. Es ist aber durch seine ‚Authentizität‘ zugleich eine besonders erfolgreiche Kommunikationsstrategie. Geschichten der Betroffenheit können von anderen gelernt, weiterverbreitet und genutzt werden – aber nur die Betroffenen können sie auf diese Weise „authentisch“ erzählen. Indem sie Anliegen ausgehend von der eigenen Lebensgeschichte und -perspektive artikulieren, können sie andere dazu bringen, sich in ihre Lage zu versetzen und somit Mit-Gefühl, Verständnis oder Solidarität erzeugen.

Entsprechend dem Grundsatz der Selbstvertretung ist die direkte Betroffenheit ein wesentliches Selektionskriterium bei der Verteilung von öffentlichen Rollen und Sprechpositionen. Die Unterscheidung von Betroffenen und Nicht-Betroffenen spielt eine große Rolle, auch bei der Selektion: Wer ist die Person, die an dem Politikergespräch teilnimmt, wer ist die Person, die mit den Medien redet“ (D3: 33). Die dem Grundsatz der Selbstvertretung entsprechende Aufgabenverteilung verläuft zum einen explizit, indem etwa bei Plenen auf der JoG-Konferenz gefragt wird, wer einen unsicheren Aufenthaltsstatus hat und bei der Kofferübergabe für den Abschiebeminister beteiligt sein möchte (D2: 63) und wer Teil der Gruppe sein will, die versucht zum Fototermin der Innenminister vorzudringen, wofür wegen der Gefahr von Polizeikontrollen wiederum Jugendliche mit einem möglichst sicheren Aufenthaltsstatus gesucht werden (Feldnotizen). Zum anderen beruht diese Aufteilung auf Selbsteinschätzung und ist ihrem Prinzip nach weitestgehend Routine, was bereits in Kapitel VI.1.2 verdeutlicht wurde. Sobald die einschlägig Betroffenen sprechen wollen, vor allem jene mit Duldung, hätten sie den Vortritt. Wenn nicht, dann kämen zunächst ehemalige Betroffene dran, „die inzwischen einen festen Status haben, aber diese Erfahrung hatten“, und wenn diese auch nicht da seien, würden die „Biodeutschen“ sprechen (D9: 56). Anna sagt, bei JoG sei es selbstverständlich, „irgendwie klar“, dass die Repräsentation vor allem von betroffenen Jugendlichen übernommen werde (D6: 14). Deren Auftritt sollte selbstbestimmt und nicht unnötig durch Unterstützende reguliert und beschränkt sein, „da natürlich immer die Leute reden und die Expertinnen sind, die es selber durchgemacht haben oder durchmachen“ (D6: 10). Dennoch würden die Jugendlichen entsprechend vorbereitet, man könne „ja keinen irgendwie zum ARD-Interview stellen, ohne vorher ’n bisschen drüber zu reden. Das ist auch wieder gemein“ (D6: 10). Darüber hinaus betont Omar, dass Unterstützende und pro-migrantische Organisationen die Aufgabe hätten, Betroffenen Zugang zu Strukturen, Ressourcen und Fähigkeiten zu geben, damit ihre Stimmen und Geschichten richtig gehört werden (z. B. Zugang zu Informations- und Partizipationskanälen). Sie könnten so strukturelle „Schwächen“ von Betroffenen kompensieren und „Knowhow“ geben, etwa wie man eine Geschichte „ordentlich verpacken“ und „gut vermarkten“ kann.

Auch wenn JoG eng mit pro-migrantischen Akteur_innen kooperiert, lässt sich der Politikansatz der Selbstorganisierung in Abgrenzung von diesen charakterisieren. So sagt Omar, sie würden keine humanitäre Hilfe leisten wie die Diakonie, sie seien keine

Menschenrechtsorganisation wie Pro Asyl und keine Beratungsstelle wie BBZ, sondern eine Organisierung von Betroffenen und Unterstützenden, bei der die Betroffenen im Vordergrund stehen (D9: 22). Er beschreibt, wie schwierig es war, ihren Ansatz der selbstorganisierten Politik gegenüber pro-migrantischen Organisationen verständlich zu machen und zu behaupten. Zwischen der Selbstorganisierung und pro-migrantischen Initiativen gibt es hierbei grundsätzlich einen Konflikt in Fragen der Repräsentation. Als negatives Beispiel beschreibt Omar eine fiktive Situation, wenn etwa Vertreter_innen von sozialen Trägern – die er idealtypisch „Hans Peter“ nennt und dadurch eine Figur der Nicht-Migration konstruiert – sich mit Politiker_innen treffen würden, um „über die armen Geduldeten im Heim nebenan“ zu diskutieren, „ob sie jetzt nicht doch zwei Brote am Tag kriegen sollen und zwei Cent pro Tag mehr bekommen sollen“ (D9: 28). Betroffene selbst an diesen entscheidenden Gesprächen über sie teilhaben zu lassen, komme den Funktionsträger_innen häufig nicht in den Sinn:

„Und dann überhaupt nicht darüber nachzudenken, dass man noch einen Geduldeten oder eine Gruppe von Geduldeten mit dazu bringt und sagt: ‚Was meint ihr denn so?‘ Das ist auch eine Grenze und das ist zum Beispiel auch ‚Jugendliche ohne Grenzen‘. Die Leute, auch die etablierten Institutionen und die Helfer, dazu zu zwingen, sich mit diesen Menschen zu beschäftigen.“ (D9: 28)

Da die etablierten Institutionen und Akteure von sich aus kaum Betroffene einbeziehen, müssen sich diese selbst einbringen, auch wenn hierdurch ein Konflikt entsteht. Ibrahim beschreibt ebenfalls diese Auseinandersetzung in zivilgesellschaftlichen Strukturen und streicht deren Kolonialität heraus, wenn er kritisiert, dass die geflüchteten Jugendlichen nicht als Subjekte wahrgenommen werden: „Die Subalterne ist nicht nur im globalen Süden, sondern mitten in den stets gelobten und als Vorbild propagierten europäischen Gesellschaften anzutreffen.“ (Kalan 2015: 4) Der Anspruch der (Selbst-)Repräsentation muss folglich nicht nur gegenüber Institutionen und Diskursen des herrschenden Migrationsregimes, sondern ebenso in Beziehungen zu pro-migrantischen Akteur_innen und Unterstützenden durchgesetzt werden.

Geflüchtete in Entscheidungsprozesse einzubeziehen, die sich auf sie auswirken können, ist dem Grundsatz der Selbstvertretung von Betroffenen entsprechend ein Selbstzweck. Darüber hinaus ermöglicht erst die Teilhabe von Betroffenen wirklich angemessene Entscheidungen, indem diese die in ihrer Lage drängenden Missstände identifizieren, auf die Agenda setzen und entsprechende Aktionen gestalten. Wenn nicht die Betroffenen selbst Probleme benennen, darüber in Austausch treten und davon ausgehend Ziele und Inhalte formulieren würden, könnten leicht zentrale Aspekte übersehen werden, meint Patrick: „dann bestehen da einfach blinde Flecken“ (D3: 21). Die Position als in Deutschland sozialisierter Antira-Aktivist sowie die von NGOs, Verbänden oder Kirchen gingen zwar einher mit Fähigkeiten und Ressourcen, die es ermöglichen sich Gehör zu verschaffen, aber sie würden eine beschränkte Perspektive produzieren, die mehr von einer durch die eigenen Strukturen geprägten Agenda als durch Erfahrungswissen von Betroffenen strukturiert seien (D3: 23). Hier entwickelt JoG eine Politik, von den eigenen negativen Erfahrungen auszugehen und diese als kollektive und gesellschaftliche Probleme zu identifizieren. Das für die Selbstorganisierung zentrale Prinzip, dass Betroffene eine eigene Stimme haben, beinhaltet neben

dem Anspruch der Selbstvertretung nach außen daher eine umfassende interne Selbstbestimmung (D1: 26; D12: 70). Die kollektive Selbstorganisation beruht dabei auch auf einer individuellen Selbstorganisation, einer aktiven Rolle und Teilhabe der einzelnen Jugendlichen in ihrem Zusammenschluss. Die individuelle und kollektive Selbstbestimmung innerhalb der Gruppe ist somit die Basis für die Selbstvertretung der Betroffenen in externen Verhältnissen.

1.1.2 „undocumented and unafraid“

In den Selbstverständnissen der undokumentierten Jugendlichen in Kalifornien wird der Anspruch auf Selbstvertretung ebenfalls explizit benannt, wobei ähnliche Aspekte wie bei JoG hervorgehoben werden. CIYJA (o. J.) beschreibt ihre Organisation als „immigrant youth led“, die IYC (o. J.) als „led by undocumented immigrant youth“, wobei sie darauf hinarbeiten würden „to empower immigrant youth to stand up against criminalization and injustice in their communities“. Dass undokumentierte Jugendliche aufstehen und für sich selbst eintreten sollten, wird ebenso in zahlreichen Interviewpassagen betont. IYC & CIYJA sowie die gesamte Bewegung geht von dem Grundsatz aus, dass Kämpfe für undokumentierte Jugendliche maßgeblich von deren Positionierung und Perspektive geprägt sein müssen.

IYC-Mitglied Alex bezeichnet das Prinzip einer Organisation, die von undokumentierten Jugendlichen angeführt wird, als „the most crucial thing that defines us as a group“ (U5: 37). So wie Schwarze oder Schwule in ihren Kämpfen im Vordergrund stehen, sollten auch sie Kämpfe in den sie betreffenden Bereichen anleiten, betont Luis S. Niemand könne ihre Erfahrung besser verstehen, ausdrücken und repräsentieren (U12: 58). Dies sagt auch Edna: „Those that are directly impacted should be advocating for themselves, should be pushing the envelope, should be setting the agenda, not other, elected officials or all the non-profits that supposedly represent these communities, but are not directly impacted.“ (U16: 28) Dass Betroffene ausgehend von ihrer Erfahrung Themen setzen können ist für Esperanza entscheidend in selbstorganisierten Gruppen wie IDEAS, „that you have the people being directly affected running the organization and focusing on: hey we need this, because this is happening“ (U2: 24). Selbstorganisation steht zudem in einem weiteren Zusammenhang mit „self-determination“ (U7: 37) und Selbstführung, wobei Marlene ihre Unabhängigkeit von etablierten Institutionen hervorhebt, „we are leading ourselves, we don’t belong to any institution, we are self-led“ (U4: 62). Migrantische Jugendliche könnten demnach nicht nur am besten ihre Situation und die Problematik der Migrationspolitik schildern, sondern sie sollten selbst über mögliche Veränderungen und ihre Zukunft entscheiden.

Die Sprechposition von Betroffenen wird ähnlich wie bei JoG als besonders beschrieben. Die Interviewten in den USA betonen hierbei die Bedeutung einer gelebten Erfahrung, die sie spezifisch qualifiziert, und die einem abstrakten Wissen entgegengesetzt wird: „I think for us it has been really good to have directly impacted individuals, who are going through this on a daily basis. It’s not something that they read about or that they are learning about, it’s something that they know about because it’s through lived experience.“ (U9: 38) Der Begriff „lived experience“ unterstreicht hierbei die Bedeutung einer unmittelbaren Erfahrung aus erster Hand. Nur undokumentierte Jugendliche selbst kennen die Angst und Frustration, die mit der Illegalisierungserfahrung verbunden sei, weshalb sie sich in ihren Angelegenheiten selbst vertreten sollten:

„[P]eople who should be advocating for undocumented immigrants should also be undocumented immigrants themselves, just because they know the fears, they know the frustrations that come along with undocumented and they also know, that sort of, I guess the sweetness of what it means to overcome being undocumented.“ (U14: 44)

Ausgehend von dem Gedicht „Success Is Counted Sweetest“ von Emily Dickinson, in dem die Wertschätzung von Erfolg durch die zuvor Erfolglosen beschrieben wird, konstruiert Seth eine Analogie zur Situation von Undokumentierten. Den Genuss von Staatsbürgerschaftsrechten erfahren folglich besonders jene, die zuvor Nicht-Bürger_in gewesen sind. Wie bei JoG wird zudem die Authentizität der Sprechposition hervorgehoben: „It’s about the people that are the most directly impacted should be the ones speaking on the issue. I think that that’s the only way it’s authentic.“ (U7: 37) Die Position als Betroffene ist folglich eng mit einer spezifischen Perspektivierung verbunden, die nur teilweise von jenen nachvollzogen werden kann, die nicht die gleichen Entrechtungserfahrungen gemacht haben.

Neben dem Ideal der Selbstorganisation verweisen die undokumentierten Jugendlichen auf eine spezifische Dringlichkeit, sich als Betroffene zu organisieren, was bei JoG als Notwendigkeit der Selbstverteidigung beschrieben wurde. Aiko betont, sie hätten bei RAIZ ihre Organisierungsfähigkeiten zusammen mit der Einsicht entwickelt, dass sie sich für sich selbst einsetzen müssen: „And we learned that we organize not because it’s fun, not because it’s like in high school, you volunteer, because it made you feel better, it was rather the sense of survival, because we needed to organize, because no one was gonna stand up for our rights, if we didn’t.“ (U8: 2) Selbstorganisation ist somit weniger ein frei gewähltes Engagement für einen guten Zweck, der außerhalb von einem Selbst zu liegen scheint, sondern für viele eine notwendig erscheinende Überlebensstrategie. Umgekehrt zeigt sich dies daran, dass Janeth die abnehmende Beteiligung undokumentierter Studierender bei IDEAS auf die Verbesserung ihrer Lage und die verminderte Dringlichkeit der Kämpfe zurückführt (U11: 100).

Die undokumentierten Jugendlichen unterscheiden ihre Selbstvertretung nachdrücklich von einer Vertretung durch Politik und Non-Profit-Organisationen. Pro-migrantische Akteure haben in den USA zwar vielfach eine Migrationsgeschichte, diese sei häufig aber kaum noch präsent, sagt Luis O., insbesondere nicht als gelebte Erfahrung der Illegalität, wenn die Einwanderung Jahrzehnte zurückliege. Dagegen könne bei CIYJA durch die 13 verschiedenen Ortsgruppen eine relativ angemessene Repräsentation der jugendlichen undokumentierten Bevölkerung in Kalifornien erreicht werden (U9: 80). Dabei müssten sie sich ihre Selbstrepräsentation eigenständig erkämpfen, da größere Non-Profit-Organisationen direkt Betroffene kaum von sich aus einbeziehen würden (U9: 38). In vielen Organisationen seien mittlerweile zwar Undokumentierte beteiligt, diese würden aber keine gehobenen Positionen besetzen (U3: 30). So erzählt Marcela in Bezug auf die Führung von *Immigrant-Rights*-Organisationen:

„A lot of the people at the table deciding the lives, our lives and the lives of our families and of our community, were people who have no idea of what we are going through. And it was really easy for them to compromise. So I think for us it’s just like: ‚No, we are not gonna compromise, because this is our lives.‘ So I think that’s the importance of it, like you are trying to change things, like the people who are mostly affected by, they should be at the forefront.“ (U3: 30)

Die Position in der Aushandlung herrschender Migrationspolitik unterscheidet sich dabei grundlegend, wenn eine Person nicht nur Entscheidungen fällt, sondern zugleich von deren Auswirkungen betroffen ist, sodass Zugeständnisse eine andere Bedeutung bekommen. Für Nicht-Betroffene sei es leichter, Kompromisse einzugehen, Entscheidungen zu verschieben oder Niederlagen zu akzeptieren, weil sie die Folgen nicht notwendigerweise in ihrem Leben zu spüren bekommen. Reformen des herrschenden Migrationsregimes – und insofern mittelbar das Engagement pro-migrantischer Initiativen – wirken sich bei undokumentierten Jugendlichen dagegen merklich auf ihr Leben aus. Wenn Undokumentierte zulassen würden, dass sich andere stellvertretend für sie einsetzen, müssten sie daher die möglicherweise negativen Konsequenzen hiervon tragen (U5: 35).

Der Anspruch der Selbstvertretung wird von den undokumentierten Jugendlichen zudem selbstreflexiv gewendet. So sagt Edna, dass sie als undokumentierte Jugendliche nicht für andere sprechen sollten (U16: 28). Hier wird die soziale Position ‚undokumentiert‘ weiter ausdifferenziert, wie bereits in Kapitel VI.1.1 beschrieben wurde, woraus sich eine Multiplikation von Sprechpositionen der Selbstorganisation ergibt. Neben einem Bewusstsein für intersektionale Machtverhältnisse – wie sie sich in der spezifischen Organisation von undokumentierten Schwarzen, asiatischen, queeren oder trans Jugendlichen zeigt – wird vor allem die unterschiedliche Erfahrung von jüngeren und älteren undokumentierten Migrant_innen hervorgehoben: „Undocumented youth should be at the forefront of undocumented youth issues and undocumented older folks should be on the forefront of their issues.“ (U12: 58) Während sie möglichst nicht für die undokumentierten Eltern sprechen sollten, sollten sie diese dennoch in die Kommunikation einbeziehen, damit sie ihre Rechte kennen und schließlich ermächtigt werden könnten, sich ähnlich wie die organisierten Jugendlichen ohne Furcht für sich selbst einzusetzen und zu sagen: „„No, I know what I’m talking about and you should not be talking for me and I should not be silenced.““ (U16: 28) Die Auseinandersetzung um Selbst-Repräsentation wird hier übertragen auf eine differenzierte Sicht bezüglich der eigenen Gruppenzusammensetzungen sowie auf andere soziale Gruppen, deren Kämpfe sie als undokumentierte Jugendliche unterstützen, aber nicht stellvertretend führen können.

1.1.3 Zusammenfassung und Diskussion

Selbstorganisation strebt nach einer Einheit von betroffenem und handelndem Subjekt. Die sich aus dieser Übereinstimmung ergebenden Interventionsformen sind dadurch geprägt, dass Betroffene eigenständig Positionierungen und Perspektiven entwickeln, die sich ohne deren Erfahrung nicht gänzlich nachvollziehen lassen und die zugleich durch ihre Darstellung von Authentizität überzeugend wirken und somit besondere Bedeutung entfalten können. Selbstvertretung und -repräsentation sind sowohl der gruppeninterne Ausgangspunkt der Selbstorganisation als auch das politische Ziel hinsichtlich externer sozialer Strukturen. Eine wesentliche Intervention der Selbstorganisation besteht also darin, überhaupt eine Sprechposition zu erlangen und hierbei möglichst selbstbestimmt einen Eindruck zu vermitteln, der nicht von den eindimensionalen Migrationsbildern herrschender Diskurse bestimmt ist. Selbstvertretung geht zudem mit einer spezifischen Problematisierungs- und Themenfindungskompetenz sowie einer hohen Entscheidungslegitimität einher. Diese besonderen Berechtigungen

und Qualifizierungen werden jedoch auch von pro-migrantischen Akteur_innen oftmals nicht ohne Weiteres anerkannt, was zu bewegungsinternen Konflikten führen kann. Das Ideal der Selbstorganisation führt jedoch nicht nur zu einer Kritik an anderen Gruppen. Innerhalb der selbstorganisierten Gruppen wird es reflexiv auf die eigene individuelle sowie kollektive Position angewendet. Dabei werden nicht nur unterschiedliche Grade der Betroffenheit als migrantische Jugendliche differenziert, sondern auch die Grenzen des eigenen Aktivismus bedacht, um eine Stellvertreterpolitik für Andersbetroffene zu vermeiden. Während sich die im Folgenden untersuchten Narrative, Strategien und Aktionsformen der Selbstorganisationen zwischen den Ländern hinsichtlich vieler Aspekte unterscheiden, weist die in diesem Abschnitt beschriebene Begründung als Selbstorganisation fallübergreifend eine große Ähnlichkeit auf.

Die Subjektivität migrantischer Jugendlicher zeichnet ihre politischen Aktionen als selbstorganisierte Interventionen aus. In der Selbstvertretung der Betroffenen fällt dabei die Demonstration ihrer Gleichheit als menschliche Wesen zusammen mit ihrer besonderen Lage als marginalisierte Subjekte, die ungleich behandelt werden. Das hierdurch entstehende Spannungsverhältnis von Gleichheit und Unterordnung verweist auf eben jene Konstellation, die Rancière zufolge charakteristisch für die politische Subjektivierung eines *Demos* ist. Aus der Diskrepanz zwischen ihrer Artikulation einer gelebten Erfahrung der Entrechtung einerseits und ihres Auftritts als sprechende Wesen andererseits, die sich als Menschen auf ihre Gleichheit berufen können, entsteht ein Raum des Politischen, durch den die migrantischen Jugendlichen zu politischen Subjekten werden. Sie lösen sich hierbei von der ihnen zugeschriebenen Identität, einer marginalisierten Subjektposition, indem sie zu nicht vorgesehenen Subjekten werden. Da für migrantische Jugendliche mit einem prekarierten Aufenthaltsstatus die bloße gesellschaftliche Präsenz infrage gestellt und erst recht keine Sprechposition als politisches Subjekt vorgesehen ist, erzeugt die Selbst-Repräsentation und die politische Intervention der Jugendlichen alleine durch ihren Auftritt einen Bruch in der herrschenden Ordnung. In dieser Hinsicht sind Interventionen, in denen migrantische Jugendliche ihre Belange selbst vertreten, als eine politische Praxis zu begreifen, welche die Kontingenz und Konflikthaftigkeit des Politischen im Sozialen offenlegt (siehe Kapitel III.2).

Der für die migrantischen Jugendlichen zentrale Grundsatz der Selbstvertretung und -repräsentation ist zudem mit einer generellen Kritik an hierarchischen Verhältnissen der Stellvertretung und Fremdbestimmung verbunden. Das Prinzip der Selbstorganisation entspricht somit dem demokratischen Prinzip der Selbstregierung: dass diejenigen entscheiden sollen, die von Entscheidungen betroffen sind. Von den Selbstorganisationen migrantischer Jugendlicher kann insofern eine Perspektive demokratischer Emanzipation aufgenommen werden, die über deren spezifische Anliegen hinausgeht (siehe Kapitel VIII). Für die weitere Analyse ihrer Interventionen ist es jedoch zunächst entscheidend, dass sich die migrantischen Jugendlichen selbst als politische Akteure begreifen und positionieren können und in ihrem Auftreten zugleich einen politischen Akt an sich sehen.

Die Hervorhebung der Authentizität des Auftritts von Betroffenen und ihrer spezifischen Diskriminierungserfahrung, die sich in vielen Interviews findet, mag vor dem Hintergrund konstruktivistischer Erkenntnistheorien und anti-essenzialistischer Politikperspektiven zunächst Unverständnis hervorrufen. Sie kann aber mit Spivak (1987:

205) als Strategie der Essenzialisierung begriffen werden, die für Selbstorganisierungen oftmals grundlegend ist. Um eine politische Praxis in Gang zu bringen, die unmittelbar von spezifisch entrechteten Subjekten bestimmt ist, kann in politischen Momenten zwar von Subjektivierungen ausgegangen werden, die sich einer Identität verweigern (vgl. Rancière 2002: 47f.). Die Kämpfe von JoG sowie von IYC & CIYJA zeigen hingegen, dass eine langfristige, in Gruppen strukturierte Selbstorganisation auf eine zumindest temporär verfestigte Identität von Betroffenheit festgelegt wird, um handlungsfähig zu sein. Diese Identität entspricht nicht jener, welche die herrschende Ordnung zuweist, sondern sie ist subversiv übersetzt von einer Position der Entrechtung in eine politische Positionierung. Dennoch entkommt die Selbstorganisation hierbei nicht gänzlich den Fallstricken der Identitätspolitik (vgl. Yuval-Davis 2001), was insbesondere in der radikalen Strömung der Bewegung undokumentierter Jugendlicher in den USA zunehmend diskutiert wird. Ähnlich wie in Deutschland werden dort angesichts der erstarkenden rechten Mobilisierung, die sich in der Wahl von Donald Trump manifestiert haben, wieder vermehrt Ansätze von Klassenpolitik und bewegungsübergreifender Organisation diskutiert.

Die Positionierung der Selbstorganisation zeichnet sich aber nicht nur durch ihre Perspektivität, sondern ebenso durch ihren spezifischen Antrieb aus, weshalb ich die Kämpfe der migrantischen Jugendlichen als existenziellen Aktivismus beschreibe. Im Unterschied zu Aktiven ohne Migrations- und damit zusammenhängender Entrechtungsgeschichte, gibt es bei Betroffenen eine direkte Verbindung des Engagements mit der eigenen, unausweichlichen Erfahrung. Hierbei kann analytisch zwischen einem *existenziellen* und einem *selbstgewählten* Aktivismus unterschieden werden. Die Kämpfe der Jugendlichen bei JoG und anderen Selbstorganisationen haben eine spezifische Qualität: Sie sind ein existenzieller Aktivismus, a) da Existenz und Aktion verbunden sind und somit Lebenswelt und Engagement nicht getrennt werden können, b) er in dieser Art und Weise nur von betroffenen Subjekten praktiziert werden kann und c) in diesem Zusammenhang eine Verpflichtung empfunden wird. So kritisiert etwa der mit dem Refugee Protest March und der darauffolgenden Besetzung des Oranienplatzes in Berlin bekannt gewordene Flüchtlingsaktivist Turgay Ulu (2017; 2013) die Haltung nicht-migrantischer Akteure in der Bewegung als „Hobby-Aktivismus“, da es ihnen möglich sei, dieses politische Engagement auf einen Teil ihres Lebens zu beschränken, während das Leben der Flüchtlingsaktivist_innen in seiner Gesamtheit betroffen sei und sich folglich auch der damit verbundene Kampf kaum räumlich und zeitlich beschränken ließe. Diesen Unterschied zu pro-migrantischen Initiativen will Omar von JoG nicht explizit werten, wenn er wie oben zitiert sagt, die Arbeit pro-migrantischer Organisationen sei „keine schlechtere Arbeit“. Dennoch bezeichnet er die Praxis der Selbstorganisation ebenfalls als eine „ganz andere Arbeit“ und verdeutlicht somit ihren unvergleichlichen Charakter, der in erster Linie mit ihrer spezifischen Akteursposition zusammenhänge (D9: 38). Die migrantischen Jugendlichen können sich nicht der Situation entziehen, in der ihre Kämpfe stattfinden, sodass diese für sie existenzielle Bedeutung haben.

1.2 Narrative der Entrechtung und Berechtigung

Durch das Aufenthaltsrecht, politische Debatten, mediale Diskurse sowie alltägliche Interaktionen wird migrantischen Jugendlichen vermittelt, dass sie kein Anrecht hätten, Teil der Gesellschaft zu sein. Ihre bloße Anwesenheit erscheint unberechtigt und sie selbst als anormale Subjekte. Wie können sie vor diesem Hintergrund eine andere Erzählung entwickeln? Eine Erzählung, die ihren Aufenthalt vor Ort begründet, die sie nicht zu Anderen macht und die trotzdem ihre besondere Erfahrung artikuliert? Wie können sie ein Narrativ erzeugen, dass sie selbst und die weitere Gesellschaft überzeugt, dass sie gewissermaßen selbstverständlich Teil der Gesellschaft und nicht in einer permanent fragwürdigen Position sind und sein sollten? Im Folgenden zeige ich, wie die Jugendlichen versuchen, eine Antwort auf diese Fragen zu finden. Ich beschreibe, wie sie Erzählungen entwickeln, die sowohl gegenüber sich selbst als auch einer weiteren Öffentlichkeit ihre Präsenz und Teilhabe plausibilisieren und begründen. Die Narrative der migrantischen Jugendlichen setzen direkt bei ihrer sozialen Position der Betroffenheit an. Zugleich werden diese Erfahrungen und Analysen der eigenen Situation mit Wissen über den politischen Kontext und mit hegemonialen sowie gegenhegemonialen Diskursen artikuliert. Bevor ich die Erzählungen der Selbstorganisationen analysiere, gehe ich kurz auf dieses Verhältnis sowie die Funktion von Narrativen ein.

Als Narrative bezeichne ich ein verdichtetes Set von Aussagen, das sich aus den diskursiven Praxen der Selbstorganisation ergibt. Narrative werden durch jeweils spezifische Kommunikationsformen produziert und vermitteln eine Botschaft der migrantischen Jugendlichen sowie deren Repräsentation. Die Äußerungen der Jugendlichen werden hierbei artikuliert mit gesellschaftlichen Diskursen, deren Normen sowie bereits konstruierten Figuren der Migration. Die Aussagen und Narrative der migrantischen Jugendlichen sind somit diskursive Strategien, durch die sie in gesellschaftliche Verhältnisse hineinwirken und intervenieren. In der Forschung zu sozialen Bewegungen wird dieser Aspekt als „framing“ analysiert (Benford/Snow 2000: 614). Die kollektiven Prozesse des Framing, die ich im Folgenden als Konstruktion von Narrativen durch die Selbstorganisationen beschreibe, erzeugen einen spezifischen Sinnzusammenhang, der die Praxen der unterschiedlichen Gruppen anleitet und begründet. Die Narrative tragen jedoch ebenso zur Konstruktion der politischen Subjektivität bei, indem sie durch ihre „perspektivische Verengung“ die Komplexität von Positionen der Betroffenheit reduzieren und diese als eine zusammenhängende Gemeinschaft vorstellbar werden lassen (Müller-Funk 2008: 30). Für Müller-Funk ist Narrativität hierbei eine konstituierende Bedingung, damit Menschen sich als handelnde Subjekte begreifen können (ebd.). Durch Narrative werden heterogene Elemente in einer performativen Erzählung integriert, wie Reiner Keller in seinem diskurstheoretischen Ansatz beschreibt, „in denen es handelnde Akteure, Ereignisse, Herausforderungen, Erfolge und Niederlagen, ‚Gute‘ und ‚Böse‘ etc. gibt“ (2011: 251). Hierbei sind Narrative nicht nur bedeutend für die eigene Subjektivität der Selbstorganisation, sondern auch für die Vermittlung von deren Anliegen und Sinnzusammenhängen, sie „liefern das Handlungsschema für die Erzählung, mit der sich der Diskurs erst an ein Publikum wenden kann und mit der er seine eigene Kohärenz im Zeitverlauf konstruiert“ (ebd.: 252). Narrative sind insofern ein Medium, über das die migrantischen Selbstorganisationen

mit sich selbst sowie mit ihrer Umwelt kommunizieren. Entsprechend ihrer Positionierungen entwickeln Selbstorganisierungen Narrative, die ihre politischen Praxen für sich selbst und andere in einen möglichst kohärenten Zusammenhang stellen.

Die Selbstorganisierungen entwickeln ihre Erzählungen in Auseinandersetzung mit der dominanten Gesellschaft. Ihre Narrative richten sich in unterschiedlichem Maß an eine allgemeine Öffentlichkeit, Teilöffentlichkeiten oder eine bewegungsinterne Öffentlichkeit. Während Letztere auch mit radikalpolitischen Aussagen erreicht werden kann, hängt gerade die wirkmächtige Adressierung einer breiten Öffentlichkeit davon ab, inwiefern Narrative mit deren Diskursen eine Resonanz erzeugen können (vgl. Benford/Snow 2000: 622). Um in der dominanten Mehrheitsgesellschaft anschlussfähig zu werden, entwickeln sie daher diskursive Strategien, in denen sie bereits öffentlich wirkmächtige Erzählungen aufgreifen. Die historisch sedimentierten Kulturen in den USA und Deutschland bieten hierbei jeweils spezifische Anknüpfungspunkte im nationalen *Common Sense* (siehe Kapitel IV). Als *Common Sense* oder passiven Konsens bezeichne ich hier mit Gramsci eine ‚öffentliche Meinung‘, die aufgrund ihrer Einbindung in die politische Hegemonie nicht direkt geäußert werden muss, um mehrheitlich verstanden zu werden (Gramsci 1991–2002: H.7, §83). Auf diesen Aspekt verweist auch die kulturwissenschaftliche Arbeit von Wolfgang Müller-Funk: „Die Logik des *common sense* besteht gerade darin, daß er sich nicht explizit zu machen braucht. Die wirksamsten Erzählungen sind nicht die manifesten, sondern die latenten, die selbstverständlich geworden sind und nur gelegentlich zelebriert zu werden brauchen.“ (2008: 14) Die USA und Deutschland können in diesem Sinne als „Erzählgemeinschaften“ begriffen werden, deren „narratives Reservoir“ sich unterscheidet (ebd.), und die andere diskursive Gelegenheitsstrukturen bieten (vgl. Gamson 2004: 249). Doch auch hegemoniale Diskurse sind niemals eindeutig. Die Interventionen der Jugendlichen können sich hier taktisch die von Foucault (1983: 100f.) beschriebene „*Polyvalenz der Diskurse*“ zunutze machen, da Diskurse sowohl dominante Strategien reproduzieren als auch zu einer Widerstandsposition werden können.

Während die Bewegung in den USA mit dem Dreamer-Narrativ eine stark integrierte und zusammenhängende Erzählung entwickelt hat, gibt es in Deutschland kein vergleichbar einheitliches Narrativ, sodass ich mich hier in der Analyse auf unterschiedliche Elemente beziehe. Durch die Transformation der Bewegung in den USA wurde das Dreamer-Narrativ jedoch grundlegend infrage gestellt. Die weitreichende Reproduktion dominanter Diskurse sowie die hierdurch angestrebte Nähe zu hegemonialen Institutionen werden von CIYJA & IYC entschieden zurückgewiesen. Die gegenwärtige Entwicklung einer neuen Erzählung in Kalifornien kann in dieser Absetzbewegung als Post-Dreamer-Phase begriffen werden. Der Abschnitt zu den USA dreht sich folglich um diese Aushandlungsprozesse. In Deutschland erzeugt das Narrativ von JoG dagegen weiterhin eine Nähe zu Diskursen der Mehrheitsgesellschaft, wobei strategisch auf den Integrationsimperativ sowie auf Grundrechte Bezug genommen wird. Hierbei lässt sich kein ähnlich verdichtetes Set von Aussagen wie in den USA erkennen. Dennoch arbeite ich narrative Elemente heraus, die charakteristisch für JoG sind. Im Gegensatz zum umstrittenen Dreamer-Narrativ hat es zudem keinen ähnlichen Bruch in der Narration von JoG gegeben. Hier stehen strategisch unterschiedlich ausgerichtete Erzählelemente eher nebeneinander, als dass sie in einer zusammenhängenden und enggeführten Erzählung integriert sind. In beiden Fällen orientiert sich die

Erzählung jedoch primär an der eigenen Lebenswelt und weniger an übergreifenden politischen Projekten.

1.2.1 Jugendliche Flüchtlinge zwischen Integration und radikaler Gleichheit

Während in der Selbstorganisation von JoG nicht ein vergleichbar konsistentes Narrativ wie in den USA entwickelt und debattiert wurde, ist es für die Analyse ihrer Interventionen dennoch bedeutsam, die damit verbundenen Erzählungen in einen Zusammenhang zu stellen. Das von JoG entwickelte Narrativ artikuliert die Erfahrungen und Perspektiven der Betroffenen vor allem mit drei diskursiven Elementen, die in der hegemonialen Gesellschaft wirkmächtig sind. Entsprechend ihrer Positionierung schließt JoG zum einen an diskursive Figuren des Flüchtlings und des Jugendlichen an. Zum anderen schreiben sie ihre Äußerungen in den in Deutschland vorherrschenden Integrationsdiskurs ein. Da in dem Fall der Selbstorganisation migrantischer Jugendlicher in Deutschland nicht eine von tief greifenden Umbrüchen gekennzeichnete Bewegung wie in den USA untersucht wird, sondern eine relativ einheitliche und konstante Gruppe, werden weniger konträre Positionen und Transformationen beschrieben. Dennoch sind auch die bei JoG etablierten Narrative umstritten.

Figuren des jugendlichen Flüchtlings

Die geflüchteten Jugendlichen in Deutschland sind vor allem mit dem Flüchtlingsbegriff konfrontiert (vgl. Niedrig/Seukwa 2010; Friese 2017). Zum einen wird dieser Begriff in dominanten Diskursen zur Kategorisierung und Hierarchisierung von Migration genutzt, etwa um zwischen berechtigten ‚Flüchtlingen‘ und nicht-berechtigten ‚Wirtschafts-Flüchtlingen‘ zu unterscheiden. Zum anderen geht der Begriff mit einer spezifischen Repräsentation einher, wobei ‚Flüchtlingen‘ humanitaristischen Diskursen entsprechend oft eine Position als bloße Opfer sowie als passive Objekte der Fürsorge zugeschrieben wird (vgl. Karakayali/Tsianos 2005: 38f.). Der Flüchtlingsbegriff ermöglicht angesichts der grundlegenden Entrechtung von Migration also eine relative Berechtigung, zugleich reproduziert er aber herrschende Unterscheidungen und schreibt mit der Position als Flüchtling eine weitgehend passive Rolle zu. Trotz dieser Umstände wird die Bezeichnung als Flüchtling bei JoG strategisch genutzt und eigenständig in ihren Narrativen re-artikuliert.

Die Erzählung von JoG beschreibt eine Figur des jugendlichen Flüchtlings bzw. des geflüchteten Jugendlichen. In den Interviews distanzieren sich die JoG-Aktivist_innen jedoch auch von dem herrschenden Diskurs über Flüchtlinge. Sie kritisieren sowohl die limitierende Wirkung des rechtlichen Flüchtlingsbegriffs als auch die Viktimisierung von Migrant_innen. Im Gegensatz zum internationalen und nationalen Recht tritt Samira für einen offenen Flüchtlingsbegriff ein:

„Also ich denke, jeder der geflohen ist aus seinem Land, ist ein Flüchtling. Ich kenne die Definition, nur nach der Genfer Flüchtlingskonvention, wenn man anerkannt wird, ist man Flüchtling, nein, jeder der geflohen ist weil er unter Repressalien, Unterdrückung oder weil er zu einer bestimmten Gruppe gehört, jeder der flieht, um ein besseres Leben zu haben, ist ein Flüchtling in meinen Augen.“ (D13: 34)

Während die rechtliche Definition zu einer ausschließenden Kategorisierung von Migration führt, ist der von Samira erläuterte Flüchtlingsbegriff offen für diverse Selbstbeschreibungen und -zuschreibungen. Neben dieser Ablehnung einer rechtlichen Beschränkung kritisiert Omar die soziale Beschränkung der Viktimisierung. Jugendliche ohne Grenzen würden dafür stehen, die Grenzen der bestehenden Repräsentationsverhältnisse zu durchbrechen und sich so selbst als legitime Gesprächspartner zu etablieren: „Die etablierten Institutionen, die haben so ein Bild im Kopf, Flüchtling, naja, der ist Opfer, der ist schwach, der braucht Hilfe, diese Grenzen auch aufzubrechen.“ (D9: 28) Diese mit dem herrschenden Flüchtlingsbegriff verbundene Zuschreibung als hilfsbedürftiges Opfer wird von JoG zurückgewiesen. Sie bringt einige Jugendliche aber auch dazu, sich insgesamt von der Bezeichnung als Flüchtling zu distanzieren. „Flüchtling, also das Wort eigentlich, irgendwie ist das für mich, das klingt immer komisch“ sagt Ali und erzählt von einem Projekt, bei dem dies deutlich geworden sei: „Sie haben uns immer die ganze Zeit Flüchtlinge genannt. Was soll das heißen? Wir haben doch einen Namen. Sie kennen uns doch. Warum sie nennen uns einfach nicht? Ich war immer so wütend darauf. Sie kennt meinen Namen, aber ruft mich Flüchtling.“ (D10: 54) Die von Ali beschriebene Situation ist symptomatisch für den Flüchtlingsbegriff, insofern durch diesen eine individuelle Persönlichkeit mit der Zuordnung zu einer sozialen Gruppe überschrieben wird. Der Begriff „Migranten“ sei seiner Ansicht nach zumindest eine bessere Beschreibung (D10: 54).

Während der Flüchtlingsbegriff vielfach zur Repräsentation nach außen genutzt wird, findet er innerhalb der Selbstorganisationen hingegen kaum Verwendung. Untereinander beschreiben sich die Jugendlichen eher als „Ausländer“, wenn es um ihre Position in Deutschland geht:

„Aber jetzt zum Beispiel JoG-intern wird auf alle Fälle gesagt ‚Ausländer‘. Also einige sagen auch: ‚Egal ob wir jetzt irgendwie ‚die Asylanten‘ sind, dann sind wir die ‚Migranten‘, dann sind wir mit Migrationshintergrund, dann soll’n wir dies, dann soll’n wir das sein, jetzt sind wir die Geflüchteten. Wir sind Ausländer und wir bleiben’s. Auch egal welchen Pass wir haben, weil es hängt nun mal nicht vom Pass ab, sondern von dem, was ich täglich erlebe und wie’s halt funktioniert auf den Straßen Deutschlands.“ (D6: 16)

Durch die intern ebenso bei Konferenzen verwendete Selbstbezeichnung als „Ausländer“ – in der häufig eine ironische Distanz mitschwingt – entlarven die Jugendlichen vermeintlich weniger diskriminierende Bezeichnungen wie ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘, bei denen aber dennoch ein Verweis auf die faktische Position als Andere mitschwingt. ‚Ausländer‘ ist somit vielleicht die treffendste Bezeichnung für die durch Staatsbürgerschaft und Rassismus zugewiesene und darauffolgend internalisierte Position, da sie die Intersektionalität der Diskriminierung widerspiegelt. Die Jugendlichen sehen sich – mit oder ohne Papiere – in einer sozialen Position als ‚Ausländer‘. Auch wenn dieser Begriff vielfach der realen Erfahrung migrantischer Jugendlicher in Deutschland entspricht, wird er nicht nach außen verwendet und auch kaum in den Interviews erwähnt.

In der Öffentlichkeit wird vielmehr strategisch der Flüchtlingsbegriff genutzt. Nicht nur, da der Begriff ‚Ausländer‘ außerhalb der eigenen, relativ sicheren und autonomen Räume von einem selbst sowie anderen Betroffenen als stigmatisierend emp-

funden werden könnte, sondern auch, da die externe Kommunikation nicht gleichermaßen mit diesem funktionieren würde: „Wenn man immer Ausländer schreiben würde, würden die Leute anders damit umgehen.“ (D6: 16) Der Flüchtlingsbegriff wird daher für die öffentliche Kommunikation genutzt, „weil er natürlich da besser funktioniert und weil du da schlecht sagen kannst, wir wollen Bleiberecht für alle Ausländer. Das verstehen sie, glaube ich, dann alle nicht oder könnte so nicht durchgesetzt werden“ (D6: 16). Über die Repräsentation als Flüchtlinge wird hierbei eine Legitimierung der Migration sowie des Aufenthalts und der damit verbundenen Forderung nach Rechten beschrieben: „Die Kategorie der Flucht verbindet diese Praktiken [der Mobilität, H.S.] mit der Einforderung der Bürgerrechte – mit dem Anspruch der MigrantInnen auf Selbstbestimmung über die eigenen Bewegungen.“ (Mezzadra/Neilson 2003) Die nach außen gerichtete Selbstbeschreibung als Flüchtling ist somit eine diskursive Strategie, da der Flüchtlingsbegriff eine Berechtigung artikulieren kann.

Neben dem Flüchtlingsbegriff ist die Rolle als Jugendliche wesentlicher Bestandteil des JoG-Narrativs, was im Hinblick auf drei Aspekte deutlich wird. Hierbei wird vereinzelt eine verminderte Schuldfähigkeit von Jugendlichen angeführt, hervorgehoben werden aber vor allem die Forderung nach Gleichbehandlung mit deutschen Jugendlichen sowie die soziale Position als integrierte Jugendliche. Amina verweist auf den ersten Aspekt. Sie begründet einen besonderen Anspruch auf Gleichbehandlung für migrantische Jugendliche, insofern sie als Minderjährige häufig nicht selbst für ihre Migration verantwortlich seien: „Gerade wir können ja nix dafür, dass unsere Eltern hierhergekommen sind oder dass über unseren Kopf hinweg entschieden wurde, dass wir jetzt hier leben müssen.“ (D12: 76) Jugendlichkeit steht hier für eine Position verminderter Schuld, wie es auch im Dreamer-Narrativ artikuliert wird, auf das ich im nächsten Abschnitt eingehe. Von JoG wird diese Aussage jedoch kaum explizit öffentlich genutzt. Dennoch kann sie implizit im Narrativ von JoG mitschwingen, da es eine spezifische Wirkung des Auftretens von Jugendlichen ist, dass ihnen generell weniger Verantwortung zugeschrieben wird – etwa für ihre als unrechtmäßig beschriebene Migration – und dass ihre Entrechtung insbesondere aufgrund ihrer Position als Jugendliche illegitim erscheint, wohingegen ihre Entrechtung als Geflüchtete oder als abstrakt vorgestellte Menschen leichter verständlich oder de-thematisiert werden kann.

Dies steht in einem engen Zusammenhang mit dem zweiten Aspekt, der Selbstbeschreibung als typische Jugendliche, die jedoch trotz dieser faktischen Gleichheit mit deutschen Jugendlichen anders behandelt werden. Als Jugendliche hätten sie hierbei einen speziellen „Charme“ und eine andere Wirkung als Erwachsene, erklärt Omar. Sie würden „das schlechte Gewissen der Leute“ ansprechen, die sie sehen und dann sagen würden: „Das kann man doch Kindern und Jugendlichen nicht antun.“ Als Jugendliche sei es daher leichter, Bewegungsfreiheit und Teilhabe einzufordern, da eben diese Formen der Mobilität und Sozialisation von Heranwachsenden erwartet würden:

„Und ich glaube auch, wenn jetzt ein Fünfzigjähriger da steht und sagt: ‚Also ich kann nicht nach Brandenburg fahren und das ist ja ganz schlimm.‘ Naja, dann sagen sie halt, bleibst du halt da und dann ist auch Wurscht. Aber wenn so’n Jugendlicher sagt: ‚Ja ich kann nicht, weil ich hab da, ich würde gern mit meinen Freunden feiern und Party und eine Ausbildung und Praktika und so weiter.‘ Das wirkt ganz anders. Weil es wird auch von dir als Jugendlicher gefordert, dass du flexibel bist, dass du frei bist, dass du das machst, aber wenn du alt bist, wird dir das nicht mehr abverlangt.“ (D9: 66)

Wenn Jugendlichen die Aussicht auf eine Zukunft vorenthalten wird, wirkt dies gravierender als bei Erwachsenen. Dies hängt sowohl mit einem gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Interesse an zukünftigen Bürger_innen und Arbeitskräften zusammen als auch mit einer Vorstellung von Jugend als einer Lebensphase, in der Schutz- und Möglichkeitsräume eine besondere Bedeutung haben (vgl. Liebsch 2012: 33). Eine diskursive Strategie von JoG ist es folglich, eine besondere Schutzbedürftigkeit (*deservingness*) von Kindern und Jugendlichen hervorzuheben, wobei direktes Mitgefühl und bei Erwachsenen ebenso „Beschützerinstinkte“ (D9: 69) angesprochen werden: „Ich hab es nie aktiv betrieben, [...] aber ich hab ganz oft Vorstellungen gesehen, wo dann auch die Tränendrüse aktiviert worden ist. Vielleicht ist das ja auch ein Vorteil, weiß nicht. Wenn da so ein kleines, zierliches Mädchen irgendwie dasteht und sagt: ‚Ich komme aus Afghanistan, wurde dort nicht gut behandelt.‘“ (D9: 68) Mitgefühl und eine affektive Empfindung von Ungerechtigkeit sowie die hierüber deutlich werdende Problematik herrschender Migrationspolitiken können insbesondere durch persönliche Geschichten gezeigt werden, wobei dies durch die Betroffenheit von Jugendlichen noch verstärkt wird. Zusätzlich wird durch die Thematisierung spezifischer Betroffenheit von Mädchen eine herrschenden Geschlechterverhältnissen entsprechende Schutzbedürftigkeit vermittelt, wobei insbesondere die Figur des Flüchtlings als Opfer weiblich konnotiert ist (Niedrig/Seukwa 2010: 185).

In Bezug auf die Außenwirkung und das offizielle JoG-Narrativ beschreibt Patrick den Namen „Jugendliche ohne Grenzen“ als ein „gutes Label“ (D3: 27), da sich das ‚ohne Grenzen‘ durch den Verweis auf Jugendlichkeit auch in dominierenden Diskursen artikulieren lasse:

„Ich glaube, wenn das einfach nur ‚ohne Grenze‘, also nur ‚No Border Gruppe‘ heißen würde, wär das von der Außenwirkung deutlich, deutlich schlechter. Weil da einfach bisschen der Sympathiefaktor fehlen würde und das so 'ne Reduktion auch wäre auf dieses Aufenthaltsproblem. Und mit dem Jugendlich machst du auf: ‚Wir ham halt noch 'n bisschen mehr. Unser Leben ist mehr als unser Aufenthalt.‘“ (D3: 31)

Durch die Beschreibung als Jugendliche werden Geflüchtete somit weniger auf die Figur des Flüchtlings reduziert, sondern können über diese Figur hinaus mit jenen Eigenschaften und Wünschen hervortreten, die von Jugendlichen allgemein erwartet werden. Auch wenn die Position als Jugendliche im JoG-Narrativ zentral ist, werden die artikulierten Forderungen nicht auf jene beschränkt, wodurch die exkludierenden Effekte des Kampfes für eine bestimmte soziale Gruppe partiell überwunden werden. So sagt Samira, JoG sei zwar speziell eine Organisierung von jugendlichen Flüchtlingen, wobei deren spezifische Probleme, Forderungen und Geschichten im Zentrum stehen. Gleichzeitig betont sie jedoch den gemeinsamen Kampf mit anderen Selbstorganisationen von erwachsenen Flüchtlingen, das sei „im Grund die gleiche Arbeit, die wir machen“: „Wir haben nicht gesagt, ‚Bleiberecht für junge Flüchtlinge‘, wir haben gesagt, ‚Bleiberecht für alle‘. Wir kämpfen für alle, auch wenn wir nur ‚Jugendliche ohne Grenzen‘ heißen, wir kämpfen für alle Flüchtlinge hier.“ (D13: 66; D4: 19)

Neben diesen direkt mit der Jugendlichkeit zusammenhängenden Aspekten können Jugendliche bei JoG drittens eine Zugehörigkeit als ‚kulturelle‘ Bürger_innen demonstrieren. Hier zeigt sich ebenfalls eine Parallele zur Repräsentation von migrantischen Jugendlichen in den USA: Aufgrund ihres geringeren Lebensalters und der

schnellen Persönlichkeitsentwicklung in der Adoleszenz gibt es häufiger Jugendliche als Erwachsene, die einen prekären Aufenthaltsstatus, zugleich aber einen relativ großen und besonders prägenden Teil ihres Lebens im Ankunftsland verbracht haben. Sie sind dort keine formalen, aber weitgehend kulturelle Bürger_innen und haben häufig kaum Verbindungen zu ihren sogenannten Herkunftsländern. So beschreibt Anna das mit der Gründung von JoG entwickelte Narrativ der Integration, das zu dem ersten Erfolg, der Bleiberechtsregelung von 2006, beigetragen hat: „Wir sind die Jugendlichen. Wir sind hier aufgewachsen. Wir kennen teilweise unsere sogenannten Herkunftsländer nicht mal oder die Sprache nicht mal und wissen überhaupt nicht, wo das ist und was los ist und wir wollen hier bleiben und wir wollen Bleiberecht.“ (D6: 34) Das JoG-Narrativ ist somit um die Figur des hier ‚gut integrierten‘ aber dennoch entrechteten Jugendlichen herum aufgebaut, der kulturell, ökonomisch und sozial zugehörig ist, aber rechtlich ausgeschlossen bleibt, wobei auch der Verweis auf das zukünftige Entwicklungspotenzial von jungen Menschen argumentativ eingebracht werden kann (D4: 19).

Eigensinnige Artikulationen des Integrationsdiskurses

Die von JoG erzählten Geschichten, Problemanalysen und Forderungen sowie die darüber entwickelten Narrative und Figuren sind vielfach verknüpft mit dem Integrationsdispositiv (Mecheril 2011; siehe Kapitel IV.2.2.1), das Migrant_innen in Bezug auf eine im selben Prozess (re-)produzierte Norm des ‚Deutscheins‘ definiert, klassifiziert und beurteilt. Auch wenn viele JoG-Mitglieder den Begriff und Diskurs der Integration kritisch sehen, können sie sich nur begrenzt von diesen lösen (D11: 76; D12: 58). Dabei gibt es eine Reihe von strategischen Beziehungen zu „Integration“, durch die Aussagen von JoG unter Umständen erst anschlussfähig und in der hegemonialen Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Fraglich ist, inwieweit dabei ausschließende und disziplinierende Effekte affirmiert, reproduziert, reflektiert, hinterfragt oder unterwandert werden. Es ist vor allem eine Demonstration der eigenen Zugehörigkeit und Nützlichkeit, über die im Rahmen des Integrationsdispositivs eine Ausnahme vom deutschen Grundsatz der Entrechtung von Migration möglich werden kann, durch die jedoch indirekt dessen Regel bestätigt wird. Die Bleiberechtsregelungen von 2006/2007 und von 2011 können auch als eine gesetzliche Institutionalisierung dieses Integrationsdiskurses begriffen werden, die anteilig den Kämpfen von JoG zugerechnet werden kann. Im Hinblick auf den Integrationsdiskurs zeigen sich die Verbindungen zum hegemonialen Migrationsregime, wobei die Ambivalenz der migrantischen Kämpfe als gegenhegemoniale Artikulation im hegemonialen Diskurs (Hall 2016: 37) und in diesem Sinne in ihrer „Hybridität“ (Bhabha 2000: 79; vgl. Ha 2014) verstanden werden können. Mit dieser affirmativen Wendung stehen die geflüchteten Jugendlichen zugleich in einer Tradition migrantischer Kämpfe um Teilhabe, die dem Integrationsdispositiv vorausgegangen sind (Bojadžijev 2012).

Die mittlerweile weithin anerkannte (Sprech-)Position von JoG hängt eng mit einer performativen Integration zusammen, die das Narrativ der Selbstorganisation prägt: Dass JoG wiederholt in den Medien auftreten, eine gefragte Rolle in der Zivilgesellschaft bekommen und auch bei Politiker_innen als ‚vernünftige‘ Gesprächspartner_in anerkannt werden, hängt eng zusammen mit einer gewissen Kompatibilität zum Integrationsdispositiv. Insbesondere die kulturelle Zugehörigkeit sowie die Leistungsä-

higkeit von Jugendlichen, die weitgehend in Deutschland aufgewachsen und sozialisiert worden sind, werden durch die sichtbaren Politiken von JoG verdichtet zu einer Figur der Migration, die entrechtet, aber offensichtlich zugehörig und leistungsstark ist. Die Medien würden JoG und ihre Forderungen besser verstehen können, wenn sie einen Flüchtling vor sich haben, der zugleich ihren negativen Vorurteilen widerspricht, erklärt Zalina: „Die haben einen Flüchtling vor sich sitzen und sehen: ‚Ah, der spricht ja perfekt Deutsch, der hat noch Abitur oder der studiert oder so was, wir hätten niemals gedacht, dass Flüchtlinge so gut Deutsch sprechen können.‘“ (D11: 56) Das Unrecht der Entrechtung wird hierbei nicht in erster Linie durch einen egalitären Grundsatz, sondern durch den Widerspruch anhaltender Entrechtung trotz erfolgter Integration gezeigt. Dieses Narrativ wurde in der Entstehungsphase von JoG mit der Bleiberechtskampagne entwickelt, die insbesondere auf dieser Figur der „Vorzeige-Integrationsfälle“ aufgebaut gewesen sei (D3: 7). Da mittlerweile jedoch häufiger Jugendliche involviert seien, die erst seit Kurzem in Deutschland sind und die noch keine entsprechenden Verbindungen aufbauen und vorweisen können, gerate das etablierte Narrativ tendenziell in eine Krise (D3: 15). JoG müsse deshalb seine Strukturen entsprechend umbauen, damit jene, die erst vor Kurzem angekommen sind und „nicht das Bild des klassisch gut integrierten jungen Flüchtlings erfüllen“ einen Platz in der Organisation sowie der öffentlichen Selbst-Repräsentation finden (D3: 59).

Das JoG-Narrativ bezieht sich nicht umfassend und explizit affirmativ auf den herrschenden Integrationsdiskurs, artikuliert aber strategisch die Integration der geflüchteten Jugendlichen. Diese zeigen hierbei ein Unverständnis über staatliche Entscheidungen und offenbaren einen Widerspruch, wenn selbst jene, die den Kriterien des Integrationsdispositivs entsprechen, weiterhin entrechtet werden. So betont Zalina den Vorteil ihrer Außenwirkung als jugendliche, friedliche und gebildete Geflüchtete:

„Ich glaube die Ministerien und so, ich weiß nicht, ob das stimmt, aber die sehen uns nicht wie eine radikale Organisation sag' ich mal, die irgendwelche Häuser besetzen wird oder so was machen wird, sondern eher wie friedliche Jugendliche, die gebildet sind und die hierbleiben wollen. Und die wollen nicht nur bleiben, sondern die wollen auch hier etwas machen, die wollen arbeiten, die wollen 'ne Ausbildung machen, studieren usw. und sich in der Gesellschaft integrieren.“ (D11: 76)

JoG erzeugt in seiner Außenwirkung ein Bild, das in der politischen Rationalität staatlicher Institutionen zu einer gewinnbringenden Kosten-Nutzen-Rechnung führt: Sie sind nicht nur Jugendliche, die bleiben wollen („Kosten“), sondern die „hier etwas machen“, einen Beitrag leisten wollen (Bildung, Arbeit, Integration: „Nutzen“). Diese Forderung nach Chancengleichheit, um selbst einen Beitrag zu leisten und den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen, wird auch von Amina geäußert (D12: 54). Verlangt wird somit weniger eine Leistung des Staates, sondern im Sinne negativer Freiheitsrechte dessen Nicht-Einmischung. Die Erzählung von JoG sei sehr konsensfähig, sagt Milan, da immer mitschwinge: „Wir wollen etwas, aber wir wollen das nicht geschenkt haben, wir wollen hier was bewerkstelligen und dafür brauchen wir einfach nur gleiche Rechte, gleiche Chancen.“ (D4: 27) Dennoch führt Zalina aus, dass sie dem dominanten Integrationsbegriff kritisch gegenübersteht:

„Weil Integration, wie man das von den Medien mitbekommt, ist nach deren Meinung so 'ne einseitige Sache. Wir müssen uns integrieren, wir müssen uns anpassen, ob wir's wollen oder nicht, aber ich finde, Integration ist eine beidseitige Sache. Wenn ihr wollt, dass wir uns hier integrieren, dann gebt uns doch die Möglichkeiten, dann verwehrt uns nicht und lässt uns keine Chance und sagt: ‚Ihr dürft nicht arbeiten, ihr dürft nicht dies machen, ihr dürft nicht jenes machen, aber ihr müsst euch integrieren und die deutsche Sprache perfekt können.‘ Integration ist für mich 'ne beidseitige Sache, ich würde sogar Integration mit Inklusion austauschen, weil Integration bedeutet Anpassen und Inklusion bedeutet, du bist, wie du bist, aber du bist hier willkommen und darfst dich sozusagen ausleben.“ (D11: 76)

Einerseits wird das Integrationsdispositiv kritisiert, da Integration einseitig gefordert und zugleich strukturell versperrt wird. Andererseits wird der Integrationsbegriff grundsätzlich abgelehnt. Der von Zalina favorisierte Inklusionsbegriff erfasst soziale Teilhabe ohne Assimilationszwang, eine Gleichfreiheit in Verschiedenheit.

1.2.2 Vom exklusiven Dreamer-Narrativ zur radikalen Egalität

Die politische Kommunikation der migrantischen Jugendlichen hat sich in den USA lange Zeit im sogenannten Dreamer-Narrativ verdichtet, das in den 2000er Jahren im Zuge der Kampagne für den DREAM Act entstanden war. Es umfasst ein relativ festes Set von Aussagen und typischen Äußerungen, die an hegemoniale Diskurse in den USA anschließen und weitgehend kongruent mit einer Unterscheidung von ‚guter‘ und ‚schlechter‘ Migration sind (vgl. Gonzales 2014; siehe Kapitel IV.1). Auch wenn das Dreamer-Narrativ in der Bewegung undokumentierter Jugendlicher in Kalifornien mittlerweile überwiegend abgelehnt wird, ist es dennoch weiterhin in mehrheitsgesellschaftlichen Diskursen wirkmächtig und spielt als Gegenstand der Kritik und Abgrenzung eine maßgebliche Rolle.

Im Verlauf der letzten 15 Jahre ist „Dreamer“ von einer randständigen Bezeichnung zum etablierten Begriff der Repräsentation von undokumentierten Jugendlichen geworden, die als exzellente und hart arbeitende Studierende sowie als kulturelle Amerikaner_innen beschrieben werden. Die gegenwärtige Begriffsverwendung geht auf eine Phase der Bewegung zurück, in der diese noch nicht umfänglich von den Jugendlichen selbstorganisiert, sondern von der DREAM-Act-Kampagne geprägt war, die maßgeblich durch Unterstützende vorangetrieben wurde. Um die öffentliche Figur des „Dreamer“ aufzubauen, haben Non-Profit-Organisationen kulturelles und symbolisches Kapital investiert und eine Argumentation entwickelt, „that these youths were exceptionally good immigrants and particularly deserving of legalization“ (Nicholls 2013: 13). Das Dreamer-Narrativ hat die Repräsentation undokumentierter Jugendlicher nachhaltig geprägt und ist eng mit den Erfolgen der Bewegung verbunden (U10: 2). Viele der politischen Errungenschaften wie DACA beruhen auf dem Dreamer-Narrativ, wobei dessen ausschließende Effekte erst mit der Zeit thematisiert wurden (U2: 34). Mittlerweile ist das Dreamer-Narrative omnipräsent und wird auch innerhalb der Diskurse anti-migrantischer Hegemonie artikuliert. Liberale wie konservative, englisch- wie spanischsprachige Medien verwenden die Bezeichnung (Rivas 2017). Die Kernbotschaft des Dreamer-Narrativs ist im Jahr 2012 auch vom damaligen Präsidenten Obama in seiner DACA-Ankündigung aufgegriffen worden: „„Dreamers‘ [...] are Americans in their heart, in their minds, in every single way but one: on paper.““ (White House 2012) Sogar der US-amerikanische Präsident Trump bezieht sich positiv auf die

Figur des Dreamers, wobei er diese noch expliziter als Obama zur Rechtfertigung einer repressiven Politik nutzt, wenn er angibt: „We are not after the dreamers, we are after the criminals.“ (Associated Press 2017) Diese Äußerungen zeigen nicht nur die Wirkmächtigkeit, sondern zugleich die Problematik eines Narrativs, das eine spezifische Gruppe hervorhebt und dadurch zugleich eine Grenzziehung mit hervorruft.

Im Dreamer-Narrativ wird dem durch die Illegalisierung erzeugten Mangel formeller Staatsbürgerschaft mit der Leistungs- und Assimilationsbereitschaft der Jugendlichen begegnet, durch die Formen meritokratischer und kultureller Bürgerschaft entstehen. Wie in Deutschland spielt Jugendlichkeit hier ebenfalls eine gewichtige Rolle, da sie nicht nur Empathie und Verantwortung anspricht, sondern hinsichtlich der Aspekte Leistung und Zugehörigkeit auch ein Entwicklungspotenzial für die US-amerikanische Nation in Aussicht stellt. Das Dreamer-Narrativ bewirkt dabei eine Normalisierung von Migration und kann insofern partiell Diskriminierungen abbauen. Hierbei kann analytisch zwischen einer Außen- und einer Binnenwirkung unterschieden werden.

Die Außenwirkung des Dreamer-Narrativs entsteht durch einen Bezug auf den US-amerikanischen Common Sense. Die diskursive Wirkmächtigkeit beruht auf der Demonstration, dass Jugendliche, die – wie es auch in der zitierten Rede von Obama anklingt – in fast jeglicher Hinsicht als US-Amerikaner_innen gelten, nur deshalb entrechtet werden, weil sie formell keine Staatsbürger_innen sind. Die Identifikation mit der Norm US-amerikanischer Jugend eröffnet somit einen Zugang zum Diskurs der dominanten Mehrheitsgesellschaft. Darüber hinaus wird mit dem Begriff „Dreamer“ die Figur eines „model immigrant“ (U12: 10) konstruiert, die außer der aufenthaltsrechtlichen Formalität vollkommen dem US-amerikanischen Ideal entspricht und die in Bezug auf Leistung sogar hervorsticht „like an overachiever“ (U16: 6). Erick betont in seiner Beschreibung der Dreamer-Figur diese beiden Aspekte:

„A Dreamer is an individual, who is young, they're undocumented, they're most likely a valedictorian or somebody very successful in education, if they are in college they are somebody that is also very successful, they are PhD-students, they want to be lawyers, they want to be doctors, they wanna be the best they could be, despite all the setbacks they have to go through and not having a status and everything.“ (U15: 14)

Die Erzählung der undokumentierten Jugendlichen, die sich selbstständig aus einer prekären Situation herausarbeiten und durch individuelle Leistung gesellschaftlichen Aufstieg erfahren erzeugt eine gewaltige Resonanz mit dem US-amerikanischen Mythos des *American Dream*, der historisch mit Hoffnungen in Bezug auf Immigration verbunden ist (Anguiano 2011: 31; Amador 2011: 109; vgl. Perez 2009). Angesichts der Leistungsbereitschaft und dem individuellen Verdienst kann die Illegalisierung des Aufenthaltsstatus wie eine ungerechtfertigte Barriere erscheinen, als staatlicher Eingriff in die Zivilgesellschaft, der in den USA traditionell skeptisch betrachtet wird (siehe Kapitel IV.3). Doch das Dreamer-Narrativ beschreibt nicht nur eine Verkörperung harter Arbeit durch undokumentierte Jugendliche, was in den USA traditionell als Legitimierung von Migration genutzt wird, sondern eine umfassende Zugehörigkeit zur Nation.

Die Bildungs- und Leistungsbestrebungen, die als meritokratische Bürgerschaft gefasst werden können, hängen eng mit einer kulturellen Bürgerschaft amerikanischer

Nationalität zusammen, auf die das Dreamer-Narrativ anspielt (U16: 6). Der Bewegung undokumentierter Jugendlicher gelingt es hierbei, mit der Figur des Dreamers ein Stereotyp US-amerikanischer Jugendlichkeit zu repräsentieren und durch diese Demonstration kultureller Zugehörigkeit ihren Anspruch auf einen formellen Status als nationale Bürger_innen zu untermauern: „So we would talk about the DREAM Act and be like: ‚Undocumented youth should have a pathway to citizenship, because we are in college and we are trying really hard and we’re working hard and we’re as American as apple pie.‘“ (U6: 30) Durch das Dreamer-Narrativ gelingt somit eine positive Außendarstellung, die in der US-amerikanischen Gesellschaft, trotz ihrer anti-migrantischen Strukturierung, überwiegend Anklang finden kann. Gemeinsam mit Unterstützenden gelingt es der Bewegung undokumentierter Jugendlicher im Verlauf der 2000er Jahre das Narrativ zu etablieren und den Begriff „Dreamer“ derart mit Bedeutung aufzuladen, dass dieser für sich selbst spricht (U9: 10). Das Dreamer-Narrativ wirkt nicht nur als ein positives Gegenbild zur hegemonialen Repräsentation undokumentierter Migration, sondern ermöglicht des Weiteren eine Entkriminalisierung der Jugendlichen, indem ihre minderjährige Unschuld zum Zeitpunkt des illegalen Grenzübertritts hervorgehoben wird. In seiner kritischen Reflexion des Dreamer-Narrativs benennt Luis O. diese Aussage: „Dreamers are innocent and they were brought here as children through no fault of their own.“ (U9: 6) Hier deutet sich speziell eine Reproduktion der Kriminalisierung von den Eltern undokumentierter Jugendlicher an, die indirekt für den illegalen Grenzübertritt verantwortlich gemacht werden.

Neben der Außenwirkung konnte das Dreamer-Narrativ zudem in die Selbstorganisationen hineinwirken. Indem es eine positive Selbstbeschreibung vermittelt, können sich die Jugendlichen von den in Öffentlichkeit und Medien vorherrschenden, stigmatisierenden Beschreibungen als ‚Illegale‘ distanzieren, die Viele mitsamt der Abwertung internalisieren und Teil des Selbstbildes werden lassen (Negrón-Gonzales 2014; 2015). Das Dreamer-Narrativ ist somit auch eine Suche nach Alternativen, um sich ohne negative Konnotation als Migrant_in identifizieren zu können. Die vielfach über Selbstorganisationen vermittelten alternativen Selbstbeschreibungen ermöglichen es den Jugendlichen zu erkennen, dass abwertende Begriffe wie „illegal“ oder „wetback“ keine Objektivität für sich beanspruchen können, sondern Aussagen von anti-migrantischen Positionen sind: „I saw myself as what they called me on TV. But it wasn’t until I have been part in groups like DTLA and being around other individuals that I realized: Oh well, there is other names in that and that just means they hate us.“ (U15: 14) Demgegenüber ermöglicht die Studierenden-Identität (vgl. Abrego 2008: 729) und später spezifischer die Dreamer-Identität einen positiven, ermächtigenden Umgang mit der eigenen sozialen Position eines illegalisierten Aufenthaltsstatus. Dies beschreibt Gina hinsichtlich ihres Studienbeginns, zu dem viele undokumentierte Jugendliche erstmalig direkt mit ihrem illegalen Aufenthaltsstatus konfrontiert werden. Über die Hochschulgruppe S.T.A.N.D. hat sie die Bezeichnung Dreamer kennen gelernt und so ihre Ängste überwunden, aufgrund ihrer Illegalisierung einen sozialen Ausschluss zu erfahren: „Dreamers were more accepted. So I feel like [...] most of the people took into the dreamer identity to be part of their lives, just because of the fear of being rejected.“ (U17: 50) Während die Positionierung als undokumentiert mit mehrheitsgesellschaftlicher Ablehnung einherzugehen droht, verspricht die Selbstbeschreibung als Dreamer Anerkennung und Legitimität.

Die Entstehung des Dreamer-Narrativs, seine Wirkmächtigkeit sowie die exkludierenden Effekte hängen eng damit zusammen, dass die undokumentierten Jugendlichen in den 2000er Jahren vor allem als Studierendenbewegung organisiert waren. Die Jugendlichen sind auf ihre prekäre Situation an den Hochschulen fokussiert gewesen, sodass die Lage anderer undokumentierter Migrant_innen entsprechend wenig einbezogen wurde: „We very much stuck with that student mentality.“ (U16: 4; U11: 66) So wurde indirekt ein Standard festgelegt, dem nur wenige entsprechen konnten (Perez 2014; U8: 80). Bereits früh erfuhren einige in der Bewegung daher persönlich die ausschließenden Effekte des Dreamer-Narrativs. So berichtet Erick, wie er von Sprechpositionen ausgeschlossen wurde, da er nicht auf eine höher angesehene Universität, sondern auf ein Community College ging:

„I would never get chosen to be the one at the press conference to speak, or the one that will get to be interviewed by TV or anything like that, cause I was just a community college student, I come from a really working class background and a lot of folks do, but for me it's a lot more different, cause I have more hands on experience, for some folks their experience is their parents are the ones that are working class and they are the ones that were making the sacrifices, so they can go to a university, while for me on the other hand I have to do everything on my own, work two part-time jobs at times, to do everything and get by. That's the stereotype of the dreamer, like it's somebody that's the best of the best and I didn't fit that stereotype. Even back then, it was kind of a resentment, but it was an understanding: Ok, he's the one that's trying to be a PhD, do all this other cool stuff, sure, he can be the one speaking at the press conference, cause that means, we get more attention. And it's like: Ok cool, I don't need to speak in front of a crowd. So back in the beginning, that's how I understood it [...]. And then I just see everything over time, it's like: Oh well, now it's the same people all the time, it's like CNN wants to come and talk to somebody, well it's the person who is at UCLA, somebody wants to do a documentary and it's the person who has been in Harvard or something like that. So it really became that stereotype.“ (U15: 14)

Durch das fehlende Universitätsstudium und seinen „working class background“ entspricht Erick nicht der Figur des Dreamers, wobei ihm im damaligen Kontext seine nachrangige Position bei öffentlichen Auftritten als (selbst-)verständlich erschienen ist. Dass er sich selbst ebenfalls in diese Anordnung gefügt hat, lässt sich in Bezug auf die Interviewpassage in doppelter Hinsicht interpretieren: Zum einen erscheint ihm der strategische Vorteil plausibel, wenn jene im Vordergrund stehen, die der Dreamer-Figur entsprechen, zum anderen muss er sich so nicht dazu überwinden und den Mut fassen, selbst öffentlich zu sprechen. Folglich wurden fast ausschließlich Jugendliche mit erfolgreichen Bildungskarrieren zu Repräsentant_innen gegenüber Medien und staatlichen Institutionen (Perez 2014). Die interne Organisation der undokumentierten Jugendlichen ist dabei bis in die 2010er Jahre hinein umfassend in Bezug auf das Dreamer-Narrativ strukturiert gewesen, wobei die Jugendlichen trainiert wurden, dessen Aussagen korrekt wiederzugeben (Nicholls 2013). Der selektive Prozess der Rollenverteilung entspricht zudem den Codes massenmedialer Kommunikation, wobei Kampagnen, die auf undokumentierte Studierende fokussieren, höhere Chancen auf Berichterstattung bekommen, als jene ohne Studierende (Patler/Gonzales 2015: 1454).

Kritik des Dreamer-Narrativs

Nach dem Scheitern des DREAM Act 2010 wurde das Dreamer-Narrativ zunehmend kritisiert und ab 2012 von weiten Teilen der Bewegung undokumentierter Jugendlicher infrage gestellt, „it started to get a more mainstream change, when folks didn't want to be identified as dreamers“ (U15: 14). Die Kritik am Dreamer-Narrativ richtet sich zum einen gegen seine Reformorientierung und die enge Verbindung mit dem politischen Establishment und zum anderen gegen die bereits erwähnten exkludierenden Effekte (U9; U15; Perez 2014). Beide Aspekte hängen zusammen, lassen sich jedoch analytisch differenzieren.

Erstens ist die Bezeichnung Dreamer zunehmend abgelehnt worden, da sie eng mit der Kampagne für den DREAM Act und somit einer reformpolitischen Strategie verbunden ist. IYC-Mitgründer Jonathan Perez (2014) erläutert diesen Aspekt in seinem viel beachteten Beitrag *Challenging the ‚DREAMer‘ narrative*, der auch eine Kritik der Stellvertreterpolitik widerspiegelt: „It became more and more apparent that if left in the hands of ‚advocates‘, our humanity would be defined by a piece of legislation, one that they could use for their own agenda while also doing what ‚advocates‘ do best: make concessions to the state.“ Die DREAM-Act-Kampagne kann insofern als eine Kooptierung verstanden werden, durch welche die Bewegung undokumentierter Jugendlicher in den 2000er Jahren an eine reformorientierte Strategie gebunden wurde. In dieser Zeit wurde die Bezeichnung Dreamer kaum kritisiert (U15: 14; U6: 30; U10: 2). Nach dem Scheitern des DREAM Act Ende 2010 setzte jedoch eine kritische Reflexion ein, die auch zur Infragestellung des Dreamer-Narrativs geführt hat:

„It was like: Well, the term dreamer is really selfish, it's just about us, it's very elitist [...]. So that was very limiting, and it was only what the congressman and the senators wanted, just like really opportunistic individuals, who can give the greatest return to the country without taking back so much.“ (U15: 14)

Die selektive Programmatik des DREAM Act, die der politischen Rationalität in den USA entspricht, ist eng mit der ausschließenden Wirkung des Dreamer-Narrativs verbunden (U14: 38). Die Abkehr vom DREAM Act ermöglichte somit eine Kritik dieser Exklusion.

Der zweite, bis heute überwiegend debattierte Kritikpunkt richtet sich gegen die ausschließende Wirkung des Dreamer-Narrativs und dessen Reproduktion der hegemonialen „dichotomy of good immigrants versus bad immigrants“ (U10: 2; U3: 2; U9: 10; U15: 14). Wie andere reflektiert Edna, dass das Dreamer-Narrativ wesentlich zur Wirkmächtigkeit der Bewegung beigetragen habe. Rückblickend sollten sie sich jedoch die Schäden bewusst machen, die es verursacht habe: „I don't think we really thought about the consequences of how it would create the two categories, good immigrant versus bad immigrant.“ (U16: 8) Zum einen wird indirekt die Berechtigung jener Migrant_innen infrage gestellt, die nicht der Figur des Dreamers und dem damit verbundenen Leistungsstandard entsprechen: „Because the dreamer narrative is very: We should get citizenship, because we deserve it. But when that narrative is in place it's indicating that there is immigrants out there who don't deserve it.“ (U11: 66) Durch die voraussetzungsreiche Figur des Dreamers wird folglich ein neuer Maßstab geschaffen, durch den alle undokumentierten Jugendlichen beurteilt werden. Der andere

exkludierende Effekt entsteht, indem die Dreamer-Figur als Ausnahme erscheint, sodass die negative Beschreibung von Migration für den Rest der migrantischen Bevölkerung bestätigt und relativ verschärft wird: „We are all guilty of it, because we all used it to continue putting pressure and not realizing that by using that language and that tactic, that strategy, we would throw people under the bus. You know, like: ‚We are not criminals, we are dreamers.‘“ (U16: 6) Der damals in der Bewegung verbreitete Slogan ‚We are not criminals, we are Dreamers‘ steht symbolisch für diesen mittelbar diskriminierenden Effekt: Während er Dreamer entkriminalisiert, normalisiert er die Kriminalisierung von Subjekten, die nicht die Dreamer-Identität für sich in Anspruch nehmen können, und trägt so zu einer Verstärkung der Abwertung bei.¹ Der hegemoniale Diskurs der Kriminalisierung hat den Jugendlichen in der Entwicklung des Dreamer-Narrativs somit eine Anpassung nahe gelegt, durch die sie sich zugleich von der restlichen undokumentierten Community entfernt haben (Anguiano 2011: 107).

Über diese grundlegende Unterscheidung von ‚guter‘ und ‚schlechter‘ Migration hinaus läuft die Reproduktion dominanter US-amerikanischer Diskurse zudem Gefahr, die Diskriminierung weiterer sozialer Gruppen nachzuvollziehen. Deshalb gehe es Edna zufolge darum zu lernen „that it’s not just about immigrant rights“ (U16: 8). Hier verdeutlicht sie, wie die Kritik am Idealtyp des Dreamer-Narrativs mit der steigenden Bedeutung intersektionaler Perspektiven verbunden ist. So wird den Jugendlichen zunehmend bewusst, dass sie, wenn sie sich auf US-amerikanische Normen von harter Arbeit und heterosexueller Kleinfamilie beziehen, Grenzziehungen wiederholen:

„I am not a criminal, I am a worker‘, like ‚I am a hard worker‘. So, what does that mean? That if you are not a hard worker, then you are a criminal? And then like that association with blackness, being Black, always seen as lazy, like a criminal, like you don’t do anything, so also that backlash on other communities. And also the whole family narrative, being very exclusive of the LGBTQ community, that is not the regular, typical, normal family that is portrayed in media, but family means so much more.“ (U16: 8)

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Lage im Zuge der Selbstorganisation und das damit verbundene Wissen haben es den Jugendlichen zunehmend ermöglicht, sich alternative Formen der nicht-diskriminierenden Identifikation anzueignen, wobei sich eine affirmative Selbstbeschreibung als „undocumented“ etabliert hat (U15: 14).

Viele undokumentierte Jugendliche bemerkten zunehmend, wie nicht nur andere, sondern auch sie selbst nicht in die stereotype Schablone des Dreamer-Narrativs passen: „We don’t fit that category.“ (U16: 6; vgl. Perez 2014) So lehnt Edna eine Selbstbeschreibung als kulturelle (US-)Amerikanerin nicht nur aufgrund ihrer politischen Überzeugung ab, sondern auch weil diese Beschreibung nicht zu ihrem Lebenslauf passt: „No, I was not brought here when I was a child, yes, I had been back to my country, and I struggle with the language barrier. No, I don’t know all this stupid pop culture. Because I didn’t grow up here, I grew up over there. No, I don’t identify as an American.“ (U16: 6) Seth beschreibt ebenfalls, wie er begonnen hat die Bezeichnung als Dreamer sowie eine Identifikation mit amerikanischer Nationalität zu hinterfragen:

1 Er kann analog zum Slogan „We are Workers, not Criminals“ analysiert werden, der bei den *Mega Marches* im Jahr 2006 populär war (vgl. De Genova 2014b; Escobar 2008).

„I used to really feel American, because the way I act, the way I speak, the way I experience the world around me is pretty American. Even though I am Filipino and I do speak Tagalog, when I speak with my friends who are Filipinos, they can't really understand things in the same lens that I do. But then at the same time when I speak to my friends who are American about my experience as an undocumented person, they also can't really understand where I am coming from. So for me, I think, embracing my duality as a person who lives in the US, but someone who was born in the Philippines, is an experience that I more associating myself with. So right now, I don't really identify as American, and actually I don't really identify as Filipino [...]. I feel like for me, I really identify right now as just an immigrant.“ (U14: 40)

Aus dem Spannungsfeld einer hybriden Identifizierung ergibt sich für Seth die spezifische Verortung als undokumentierter Migrant, sodass er sich weder eindeutig als Filipino noch als (US-)Amerikaner beschreibt. Was als ein Mangel erscheint und tatsächlich aus herrschenden Grenzziehungen hervorgeht, ist für Seth im Zusammenhang mit der veränderten Bewegung undokumentierter Jugendlicher und deren Gemeinschaft auch ein positiver Bezugspunkt – so wie es das Dreamer-Narrativ in der vorherigen Phase war. Dieses kann jedoch eine transnationale Verortung, wie Seth sie beschreibt, nicht plausibel abbilden.

Transformationen der Bewegung in der Post-Dreamer-Phase

Die Überwindung des limitierenden Dreamer-Narrativs ist in Kalifornien eng mit der Transformation der Bewegung undokumentierter Jugendlicher verbunden, die mit zahlreichen Neugründungen, Abspaltungen und Umbenennungen einhergeht. Vor allem in der Selbstorganisation der 2012 gegründeten IYC drückt sich die neue Ausrichtung in der Post-Dreamer-Phase aus, wobei sie die Kritik des Dreamer-Narrativs vorantreibt und die Restrukturierung der Bewegung wesentlich mit entwickelt (U12: 10). Aiko betont diese Vorreiterrolle: „I felt the Immigrant Youth Coalition kind of redefined what it was to be undocumented and what we wanted to advocate for. [...] IYC was the pioneers of breaking down those barriers of the good immigrant / bad immigrant.“ (U8: 80) Während sich die IYC auf einen Kampf gegen Kriminalisierung ausrichtet, erzeugt sie zugleich ein inklusives Narrativ, das nicht die hegemoniale Hierarchisierung von Migration nachvollzieht. Dieses „branching out of that mainstream narrative“ (U3: 2) hängt eng zusammen mit der fortgeschrittenen Emanzipation von etablierten Non-Profit-Organisationen der *Immigrant-Rights-Bewegung*, die in Kapitel VI.2.1 beschrieben wurde.

Abbildung 3: Logo von Orange County Dream Team (links) und Orange County Immigrant Youth United (rechts)



Quelle: OCIYU

Im Zuge der Transformation kommt es in Kalifornien zu zahlreichen Abspaltungen, „it was the same every else, where you have a Dream team and then it splits“ (U7: 10; U18: 14). So ist RAIZ aus einer Abspaltung vom *Orange County Dream Team* hervorgegangen (U7: 10). Diese wechseln zudem selbst nach einiger Zeit ihren Namen und nennen sich fortan *Orange County Immigrant Youth United* (U9: 8). Dass es sich hierbei nicht um einen bloßen Austausch des Begriffs, sondern um die Etablierung eines inklusiveren Narrativs handelt, zeigt sich symbolisch in den unterschiedlichen Logos vor und nach der Namensänderung (siehe Abbildung 3). Während das alte Logo drei Studierende im akademischen Dress zeigt, wurde mit dem neuen Logo zu einer diverseren Darstellung gewechselt, in der neben einer Person, die vermutlich Unterlagen mit sich trägt, eine Person mit einem Besen und eine mit einem Megafon abgebildet wird, sodass neben Bildung auch Arbeit und Protest repräsentiert werden. Die Krise des Dreamer-Narrativs drückt sich ab 2012 ebenfalls bei anderen Gruppen in einer Namensänderung aus (U15: 4; U9: 8). Auch der sich damals noch in der Entstehung befindende Zusammenschluss von CIYJA nimmt diesen Namen erst ab 2013 an und hieß zuvor noch *California Dream Team Alliance*. Gruppen wie DTLA oder SDDT behalten den Namen häufig nur deshalb, weil sie bereits unter diesem bekannt sind, wobei auch von deren Mitgliedern die Verbindung zum Dreamer-Narrativ kritisch gesehen wird (U17: 46ff.; U4: 42ff.). Indem die Jugendlichen zunehmend die Konstruktion hegemonialer Diskurse und des damit verbundenen Narrativs reflektieren, eröffnen sie eine andere Perspektive auf ihre Lage und Kämpfe.

Während das Dreamer-Narrativ in Kalifornien mittlerweile kaum noch von den Jugendlichen benutzt wird, hat es sich in seiner Wirksamkeit verselbstständigt und ist weiterhin die vorherrschende Beschreibung für undokumentierte Jugendliche: „People still call us that, cause we were so good at branding that image.“ (U15: 14) Die Bewegung profitiere daher weiterhin vom Dreamer-Narrativ, sagt CIYJA-Landeskoordinator Luis O.: „We have the benefit of the dreamer image, like people still hold us to a high standard. So we can still milk it at as much as we can.“ (U9: 26) Insbesondere in der IYC kann die nachhaltig exkludierende Wirkung des Dreamer-Narrativs jedoch als ein Grund für die Skepsis gegenüber Strategien zur Beeinflussung der mehrheitsgesellschaftlichen Öffentlichkeit gesehen werden. Luis S. reflektiert diese anhaltende Wirksamkeit: „We created this narrative that we can't get rid of now, which is really fucked up. We did create a public acceptance, but it was through like apologizing and giving up part of ourselves and throwing people under the bus.“ (U12: 84) Die anhaltende Präsenz des Dreamer-Narrativs in US-amerikanischen Diskursen zeigt den Erfolg der damit verbundenen Kommunikationsstrategien und offenbart zugleich die Strukturen der hegemonialen Gesellschaft. Die tiefgehende Überdeterminiertheit der nationalen Öffentlichkeit in den USA durch rassistische, sexistische und kapitalistische Strukturen verlangt von den Jugendlichen, dass sie sich möglichst weitgehend als weiß, heterosexuell und fleißig arbeitend beschreiben, um wirkmächtig zu werden. Eine Resonanz auf radikalere Bewegungsnarrative in der hegemonialen Gesellschaft erscheint folglich wenig aussichtsreich. Die geringere Bedeutung einer breiten Öffentlichkeit in der gegenwärtigen Bewegung hängt hierbei mit dem für sie erschreckenden Erfolg und der kritischen Reflexion des Dreamer-Narrativs zusammen.

Die Dekonstruktion des Dreamer-Narrativs ist einhergegangen mit neuen Erzählungen, die nicht Homogenität und Anpasstheit, sondern Heterogenität und Konflikt

betonen. Wie ich hinsichtlich der Ausrichtung von IYC & CIYJA im folgenden Unterkapitel beschreibe, kommt hierbei dem Kampf gegen Kriminalisierung sowie einem Bewusstsein intersektionaler Machtverhältnisse eine besondere Bedeutung zu. Der idealtypischen Figur und der einseitigen Erzählung des Dreamer-Narrativs werden Geschichten entgegengesetzt, die Diversität zeigen, verschiedene Positionierungen legitimieren und hierbei eine radikale Systemkritik artikulieren, indem sie die „complexity of being undocumented and intersectionalities“ aufzeigen: „So I think part of it was also educating the public about the diversities of stories and diversities of struggles that different undocumented people face. And also really shading light on this really unjust and unfair system.“ (U3: 14) Insbesondere durch den Ansatz von COOTS werden sichtbare Politiken befördert, die von heterogenen Subjektivitäten ausgehen und zugleich deren gemeinsame Betroffenheiten durch gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse aufzeigen (U5: 35).

Die Suche nach einem neuen Narrativ sieht Edna zudem im Zusammenhang mit einer möglichst breiten Organisation, einer umfassenden Mobilisierung undokumentierter Migrant_innen. Sie beschreibt einen Aussagenkomplex, der sich mit dem Slogan „all of us or none of us“ in seiner radikalen Inklusivität zeigt:

„All of us or none of us, really. Because you can't just have certain people be part of the movement and you cannot have a movement without people. It's kinda like a car running empty. We need the people, we need the stories of the people that are directly impacted, we need that passion, that anger to really continue driving this movement... and like challenge institutions and challenge the system and really deep, deep, deeper, because a lot of time, especially previously, the immigrant youth movement has been very superficial, only looking at these Dreamer celebrities, but what about everyone else that's been stepped on. Because it's a challenge of power dynamics.“ (U16: 68)

Die Kämpfe im Rahmen des Dreamer-Narrativs sind oberflächlich geblieben, insofern sie mit dem DREAM Act lediglich eine gesetzliche Ausnahme von der grundsätzlichen Entrechtung von Migration gefordert haben. Dagegen eröffnet Edna die Perspektive einer tiefer ansetzenden Systemkritik, die zudem inklusiv vorangetrieben wird, indem sie prinzipiell von allen Betroffenen ausgeht und ihre Geschichten berücksichtigt. Im Zuge radikaler Herrschaftskritik wird die Unterscheidung von ‚guter‘ und ‚schlechter‘ Migration zurückgewiesen. Yessica betont, dass jede Migration auf Gründe verweisen kann, weshalb die Bevorzugung einer einzigen Gruppe zurückgewiesen werden müsse: „We are all deserving of being here. Because at the end of the day, something has happened, that cause folks to come to this country. Whether it was a war in their country, lack of resources, jobs or anything, there was a reason for them to leave everything behind to be here.“ (U18: 40) Die Kategorisierung und Hierarchisierung von Migration wird durch den Verweis auf eine grundlegende Gleichheit infrage gestellt, die das Recht auf Migration artikuliert. Hierdurch wird sowohl eine Rechtevergabe qua Status durch die nationale Ordnung zurückgewiesen als auch die Vergabe von Rechten qua Leistung und Zugehörigkeitsperformance meritokratischer und kultureller Bürgerschaft, auf die das Dreamer-Narrativ anspielt. Vielmehr zeigt sich hier eine radikal egalitäre Bürgerschaft, die prinzipiell nicht von etablierten Figuren, sondern von jenen Subjekten ausgeht, die am meisten von Herrschaftsstrukturen betroffen sind; eine Bürgerschaft, die somit exzessiv nach Gleichheit strebt (Schwartz 2016b).

Entgegen der weitverbreiteten Ablehnung des Dreamer-Narrativs ließe sich jedoch fragen, ob sich die Bewegung undokumentierter Jugendlicher ohne eine vergleichbare Anpassung an die hegemoniale Ordnung in diesem Umfang und mit derselben politischen Wirkmächtigkeit hätte entwickeln können. So sagt Janeth, die das Dreamer-Narrativ ebenfalls kritisch sieht, dass dieses wichtig gewesen sei, damit überhaupt eine gesellschaftlich bedeutende Bewegung von undokumentierten Jugendlichen entstehen konnte: „If the dreamer narrative was never pushed, and we would have started coming out and saying like ‚stop deporting us‘, no one would really feel that was gonna go anywhere, people probably would have thought that was super unrealistic.“ (U11: 68) Trotz seiner Nebenfolgen kann das Dreamer-Narrativ daher als eine ermöglichende Bedingung der gegenwärtigen Bewegung gesehen werden. Zugleich wird sich zeigen müssen, inwieweit die Selbstorganisationen undokumentierter Jugendlicher auch mit weniger angepassten, radikaleren Narrativen und Strategien einen sozialen Wandel innerhalb hegemonialer Strukturen erzielen können. Die Erzählung der De-Kriminalisierung, die im folgenden Unterkapitel weiter analysiert wird, ist in jedem Fall anders gelagert. Im Gegensatz zur positiven Figur des Dreamers basiert sie auf einer negativen Figur der Betroffenheit von Kriminalisierung, die sich zwar nicht gleichermaßen mit Bedeutung aufladen lässt, die aber weniger ausschließend definiert ist, insofern sie von einer Ablehnung ausgeht. Dennoch bleibt die Bewegung in einer vorteilhaften Position, da die meisten Mitglieder von IYC & CIYJA in den USA aufgewachsen sind, größtenteils fließend Englisch sprechen und trotz ihrer kritischen Haltung hierzu weitgehend einer kulturellen US-amerikanischen Bürgerschaft entsprechen. Trotz der Abwendung vom integrationistischen Dreamer-Narrativ behält die Bewegung also eine günstige soziale Position als Jugendliche, die ihre kulturelle Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft extern in der Repräsentation sowie intern als Befähigung für wirk-same Interventionsformen nutzen können.

1.2.3 Zusammenfassung und Diskussion

Die Narrative der migrantischen Selbstorganisationen wirken als ein Aussagenkomplex, durch den die Jugendlichen ihre Positionen und Anliegen artikulieren. Sie erzeugen ein Selbstbild, das individuell und bewegungsintern auf die Jugendlichen zurückwirkt, das aber auch als Intervention in die weitere Gesellschaft hineinwirkt. Hierzu streben sie eine Repräsentation an, die sich von anti-migrantischen Diskursen absetzt, indem sie diskriminierende Stereotype nicht wiederholt. Darüber hinaus wird durch die Narrative aber auch eine Demonstration und Argumentation entwickelt, durch welche die Jugendlichen ihrer Entrechtung entgegenwirken und die insofern als ermächtigende Praxis der Selbst-Berechtigung verstanden werden können. Im Zusammenhang der Selbstvertretung durch eine eigene politische Subjektivität und der Darstellung in Narrativen treten die geflüchteten sowie die undokumentierten Jugendlichen als „imagined communities“ hervor (Anderson 2006; vgl. Gamson 2004; Terkessidis 2000). Die so vorgestellte Gemeinschaft von Betroffenen ist sowohl für die im vorherigen Kapitel beschriebene interne Selbstorganisation als auch hinsichtlich externer Interventionen grundlegend, da Selbstorganisationen durch diesen Bezug als Sprachrohr und Repräsentantin von direkt Betroffenen legitimiert werden.

In den Narrativen wird das Selbstbild der Jugendlichen, das bei ihrer Organisation als Betroffene ansetzt, in einem jeweils spezifischen Verhältnis mit hegemonialen Figuren der Migration artikuliert. Die in den Narrativen entwickelten Beschreibungen

stehen dabei zwischen Identifikation und Konfrontation mit diesen Figuren. Diskursen der Assimilation und Integration entsprechend, werden Rollen als ‚poster children‘ und ‚Vorzeigeflüchtlinge‘ eingenommen, als ehrgeizige Dreamers und jugendliche Flüchtlinge. Gleichzeitig werden in den Narrativen konfrontative Positionierungen artikuliert, da ausschließende Kategorisierungen und eine Rechtevergabe über Leistung und Anpassung infrage gestellt werden.

Die migrantischen Jugendlichen bewegen sich in einem Kontext, der sowohl im deutsch-europäischen als auch im US-amerikanischen Migrationsregime von einer anti-migrantischen Hegemonie geprägt ist, die grenzüberschreitende Migration grundsätzlich entrechtet (siehe Kapitel IV). Dennoch gibt es in beiden Kontexten positiv konnotierte Repräsentationen von Migration. Diese sind auch ein entscheidendes Element herrschender Diskurse. Als Ausnahme können sie die Entrechtung der ‚anderen‘ Migration auch im Zusammenhang einer Selbstbeschreibung als Menschenrechts- und Demokratieregime gerechtfertigt erscheinen lassen. Die Figur der ‚guten‘ Migrant_innen ist als andere Seite der Unterscheidung von ‚schlechten‘ Migrant_innen somit fester Bestandteil anti-migrantischer Hegemonie in national-liberalen Demokratien. Die undokumentierten Jugendlichen in den USA müssen sich hier vor allem gegen eine Kriminalisierung wehren, die in herrschenden Diskursen mit der Repräsentation als ‚Illegale‘ einhergeht, wobei auch die Selbst-Repräsentation als Dreamer aufgrund ihrer ausschließenden Effekte mittlerweile von vielen Jugendlichen zurückgewiesen wird. In Deutschland müssen sich die Jugendlichen vor allem mit ihrer sozialen Position als Flüchtling auseinandersetzen, die sie viktimisiert und als kulturell nicht zugehörig klassifiziert, die zugleich aber auch legitimierend wirken kann. Dem Ausschluss als Flüchtling setzen sie die Erzählung einer Figur gut integrierter Jugendlicher entgegen.

In der Selbstorganisation von JoG entsteht ein Narrativ, das sich aus Aussagen zusammensetzt, die Jugendlichkeit und Integration hervorheben und die sich strategisch auf den Flüchtlingsbegriff berufen. Hierbei werden dominante Diskurse jedoch nicht bloß reproduziert, sondern Widersprüche mit zum Teil weitgehenden Subversionspotenzial aufgezeigt und Umdeutungen vorgenommen. Zudem werden Ansichten artikuliert, die hegemonialen Diskursen direkt entgegenstehen. Anne McNevin (2013: 196) beschreibt diese ambivalente Positionierung zum Integrationsdispositiv: Geflüchtete Jugendliche können ein Bild des „model citizen“ repräsentieren und dennoch die herrschende Unterscheidung von ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Migrant_innen ablehnen. IYC & CIYJA entwickeln hier noch expliziter eine Opposition, sind als Gruppen in der Post-Dreamer Phase allerdings weiterhin von der Dreamer-Figur geprägt. Zum einen, indem sie sich von dessen Bezug auf Assimilation und Leistung abgrenzen und in dieser Kritik Erzählungen entwickeln, die gegenüber der dominanten Mehrheitsgesellschaft tendenziell konfrontativ und zugleich gegenüber betroffenen Communitys inklusiv sind. Zum anderen, da ihre Positionierung als migrantische Jugendliche weiterhin mit der positiven Bedeutung des Dreamer-Narrativs konnotiert wird, sodass sie auch ungewollt von dessen Wirkmächtigkeit in hegemonialen Diskursen profitieren.

Diskurse des herrschenden Migrationsregimes und der Mehrheitsgesellschaft werden somit in unterschiedlichem Ausmaß reproduziert, angeeignet, umgewendet und zurückgewiesen. In beiden Fällen stehen die Interventionen der migrantischen Jugendlichen daher in einem ambivalenten Verhältnis zur herrschenden Unterscheidung von ‚guter‘ und ‚schlechter‘ Migration, was jedoch nur begrenzt in der Verantwortlichkeit der Selbstorganisationen liegt. Vielmehr zeigt sich hierin, dass in Verhältnissen anti-

migrantischer Hegemonie eine Berechtigung von migrantischen Jugendlichen durch dominante Diskurse rekuperiert werden kann, was wiederum Exklusionseffekte nach sich zieht. Dies hängt mit der weiter gefassten Frage zusammen, inwieweit Bewegungen hegemoniale Ordnungen verändern können, ohne sich auf deren Rechts- und Nützlichkeitsdiskurse zu beziehen (Basok 2009). Dem einerseits zur Distinktion der eigenen Positionierung notwendigen Mindestmaß an Kritik, steht andererseits ein gewisses Mindestmaß der Affirmation gegenüber, das notwendig ist, um in dominanten Diskursen überhaupt anschlussfähig werden zu können (vgl. Niedrig/Seukwa 2010).

Angesichts der diskursiven Strukturierung hegemonialer Öffentlichkeit ist es eine Herausforderung für migrantische Selbstorganisationen, die eigenen Anliegen gezielt zu artikulieren. Die ubiquitäre Form öffentlicher Kommunikation, insbesondere über Massenmedien, stellt die politischen Selbstorganisationen vor eine Herausforderung, die William Gamson (2004: 249f.) als „*depth of challenge dilemma*“ bezeichnet und die häufig zu bewegungsinternen Konflikten führt. Während die einen Aussagen des hegemonialen Diskurses radikal infrage stellen, hierbei aber Gefahr laufen marginalisiert und unwahrnehmbar zu werden, stellen andere für sie selbst problematische Aussagen größtenteils nicht infrage, um in den hegemonialen Diskursen anschlussfähig zu werden, wobei sie wiederum Gefahr laufen, diese umfassend zu reproduzieren und sich dabei selbst einzuschränken. Die Selbstorganisationen in Deutschland und den USA entwickeln jeweils unterschiedliche Strategien, um mit diesem Dilemma umzugehen. JoG gelingt es, einerseits auf hegemoniale Diskurse anzuspieren und hierdurch in einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden, sich andererseits aber auch kritisch mit diesen Diskursen auseinanderzusetzen und an strukturell radikalen Zielen festzuhalten. In den USA hatte die übergreifende Reproduktion hegemonialer Aussagen im Dreamer-Narrativ zu einer weitreichenden öffentlichen Präsenz undokumentierter Jugendlicher geführt. Dies hat aufgrund der Exklusionseffekte jedoch auch Konflikte in der Bewegung verursacht. In deren Verlauf sind Gruppen wie IYC & CIYJA entstanden, die hegemoniale Vorstellungen grundlegend kritisieren. Im Bewusstsein der geringeren Chancen, mit ihren radikalpolitisch ausgerichteten Äußerungen wahrgenommen zu werden, zielen ihre Strategien mittlerweile aber hauptsächlich auf die Teilöffentlichkeit der eigenen Communitys und ihrer Unterstützer_innen. Massenmedien werden nicht in erster Linie genutzt, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen, sondern um für spezifische Aktionen gezielt staatliche Akteure zu adressieren und sie somit unter Druck zu setzen oder um die eigene Community anzusprechen, diese zu informieren und zu mobilisieren.

Während die Kommunikationsstrategien der Jugendlichen in Deutschland darauf abzielen, eine Gesamtgesellschaft zu erreichen und zu beeinflussen, zielen die Strategien der Jugendlichen in den USA vor allem auf Teilöffentlichkeiten. Sie versuchen Gleich-Betroffene zu erreichen, während die nicht-migrantische, weiße Bevölkerung nur eine nachrangige Zielgruppe ist. Diese Unterschiede ergeben sich zum einen aus den politischen Kulturen der beiden Länder. Während die Gesellschaft in Deutschland staatszentrierter und damit stärker auf gesamtgesellschaftliche Strukturen orientiert ist, wird dem Staat in den USA eine wesentlich geringere Bedeutung beigemessen, wobei die Gesellschaft mehr auf lokale Gemeinschaften hin ausgerichtet ist. Ein weiterer Faktor ergibt sich folglich auch aus dem unterschiedlichen Verhältnis von Gemeinschaften und Gesellschaft in Deutschland sowie den USA: Zwar sind undokumentierte Mig-

rant_innen gesamtgesellschaftlich ausgeschlossen und müssen oftmals „in the shadows“ leben, sind aber zugleich oftmals eingebunden in die Strukturen migrantischer Communitys sowie von Communitys of Color. In Deutschland gibt es weniger etablierte Strukturen segregierter Gemeinschaften. Hinzu kommt eine spezifische Isolation durch die staatlich organisierte Unterbringung, weshalb soziale Netzwerke von Migrant_innen vermehrt auf Kontakte in die Mehrheitsgesellschaft angewiesen sind. Der engere Kontakt zur Mehrheitsgesellschaft zeigt sich bei JoG daher nicht nur in ihren Interventionen, sondern auch im engeren Verhältnis zu Unterstützenden innerhalb der Selbstorganisation.

2. ABSICHTEN UND POLITISCHE AUSRICHTUNGEN IM KAMPF GEGEN ENTRECHTUNG

Die Selbstvertretung und -repräsentation migrantischer Jugendlicher ist eine politische Intervention an sich und zugleich ein Ansatz, um Themen zu setzen, Ziele zu definieren und Strategien zu entwickeln. Dieses Unterkapitel fokussiert daher, welche Lebensumstände die Jugendlichen ausgehend von einer Situation gemeinsamer Betroffenheit als kollektive Probleme benennen, politisieren und auf die Agenda der Selbstorganisation setzen. Was sind die zentralen Absichten der politischen Interventionen und welche Forderungen werden formuliert? Als migrantische Selbstorganisationen haben die Gruppen beider Länder gemeinsam, dass sie ausgehend von der Dringlichkeit ihrer Anliegen versuchen, kurzfristig ihre Lebenssituation zu verbessern und in konkreten Verteidigungskämpfen für sich und ihre Communitys aktiv zu werden.

Trotz ähnlicher Ausgangspunkte unterscheiden sich jedoch die Forderungen und Strategien der Gruppen. Dies spiegeln auch die beschriebenen Narrative wider: Bei JoG steht das Verlangen nach Bleiberecht im Mittelpunkt, das sich aus einer Analyse ergibt, welche die Abschiebedrohung und vor allem den prekären Rechtsstatus als Grundproblem erachtet. In den USA wird der prekäre Rechtsstatus und die Abschiebe- und Inhaftierungsdrohung ebenfalls zentral problematisiert, wobei der Fokus auf Letzterem liegt. In diesem Zusammenhang entwickeln die undokumentierten Jugendlichen eine Strategie, die weniger von einer Bleiberechtsforderung ausgeht, sondern die sich als Kampf gegen Kriminalisierung ausdrückt. Diese unterschiedliche Artikulation strukturell vergleichbarer Positionen hängt zudem mit der politischen Ausrichtung zusammen, die sich bei JoG tendenziell als pragmatische und bei IYC & CIYJA als radikale Politikperspektive beschreiben lässt, worauf ich im zweiten Abschnitt eingehe.

2.1 Ziele und zentrale Forderungen

2.1.1 Bleiberecht für alle und Chancengleichheit

In der langjährigen Geschichte von JoG weist die Entwicklung der Ziele und Forderungen kaum größere Brüche auf, sondern ist gekennzeichnet von Kontinuität. Neben dem Grundsatz der Selbstorganisation und -repräsentation und dem Einsatz gegen Diskriminierung nennen JoG in ihrem Selbstverständnis folgende konkrete Ziele: